MIRAKEL

Macabros

DAN SHOCKER



Nr. 55

DM 1,50

Österr. S 12; Schweiz Fr. 1,50
Schweden Kr. 3 incl. moms
Italien L 500; Spanien Pts 40
Printed in Germany

Mysterien der Seelenfänger



Nr. 55

Mysterion, der Seelenfänger

(5. Abenteuer mit Mirakel, dem Herrn im Geisterland)

Kaum daß er die Wasseroberfläche durchstoßen hatte, nahm er die Maske ab und schüttelte den Kopf. Dann sog er tief die frische Luft in sich ein.

Er sah sich kurz um. Die Wellen, vom Wind getrieben, klatschten gegen seinen Körper. Mit zügigen Schwimmbewegungen begann er sich der von ihm gecharterten Jacht zu nähern, die in einigen Dutzend Metern Entfernung dahindümpelte.

»Hallo, Jacques!«

Die glockenhelle Stimme, die ihm entgegenscholl, stammte von Bord der Jacht. Mit aufregendem Lächeln sah Christine Olivier zu ihm hinaus. Sie deutete auf ihren Chronographen.

»Du warst diesmal lange unten!«

Jacques Estrelle lächelte zurück.

»Es ist dort faszinierend – einfach wunderbar!« sagte er begeistert. »Du solltest es auch einmal versuchen!«

Christine schüttelte sich und half ihrem Freund die Strickleiter hinauf.

»Lieber drei Tage Moorbad!« lachte sie.

Jacques fiel in ihr Lachen ein und wuchtete die schweren Sauerstofflaschen von seinem Rücken. Dann näherte er sich Christine und wollte sie umarmen.

Sie kicherte und wehrte ab.

»Jacques! Komm mir nicht zu nahe! Da könnte ich ja gleich einen Frosch küssen! Zieh dich um – dann laß' ich mich vielleicht überzeugen!« Sie lächelte schelmisch.

Jacques schüttelte den Kopf.

»Nein, Cherie. Ich werde noch mal nach unten gehen, einen Versuch möchte ich heute noch wagen. Es muß sich doch, verdammt noch mal, irgend ein Hinweis finden lassen! Ich habe die gesamte einschlägige Literatur durchgearbeitet. Es wurde viel Unsinn geschrieben. Über die Maßen sogar, wie man zugeben muß. Aber wer es versteht, zwischen den Zeilen zu lesen, der erkennt bald, daß einige Dinge immer wieder zu denken geben. Besonders hier in dieser Gegend, in der ich tauche. Hier häufen sich diejenigen Vorfälle, die autorisierte Augenzeugen für sich in Anspruch nehmen dürfen. Und, zum Teufel, ich werde herausfinden, was es dort unten gibt, das die Menschen in Angst und Schrecken versetzt!«

Jacques Estrelle war 39 Jahre alt. Von Beruf Meeresforscher, hatte er sich schon von Jugend an für die Geheimnisse der See begeistert. Sein Geburtsort war Paris, und das trockene Festland hatte ihm anfangs nur wenig Möglichkeiten gegeben, seiner Neigung zu frönen. So hatte er sich auf anderen Gebieten spezialisiert, die ihm auch heute noch die Möglichkeit gaben, fantastische Entdeckungen zu machen. Er erkor den Okkultismus zu seinem Hobby.

Vor einiger Zeit hatte er während seiner Studien in einer Schrift entdeckt, daß an einer bestimmten Stelle des Atlantiks seltsame Dinge passierten. Es war lange vor den Zeiten eines Charles Berlitz gewesen und all jener, die ihm nachzueifern versuchten. Aber er hatte nie das Geld für eine solche Reise besessen.

Nun hatte er sich soviel zusammengespart, daß er gemeinsam mit seiner Freundin auf den Bermudas eine Wohnung beziehen konnte. Nachts genoß er die Annehmlichkeiten der Vergnügungsstätten, tagsüber tauchte er. Denn das war ja der eigentliche Grund seines Aufenthaltes.

»Tu, was du nicht lassen kannst!« sagte Christine.

Ihre Worte klangen nicht böse. Eher etwas resignierend, denn in den Wochen, die sie nun bereits mit Jacques zusammenlebte, hatte sie es gelernt, auf sein Hobby einzugehen.

Jacques strich seiner Freundin durchs Haar.

»Ich bleibe nicht lange«, sagte er, drückte ihr einen Kuß auf die Wange und nahm sich zwei frische Sauerstoffflaschen. Dann setzte er sich auf die Reling der Jacht und ließ sich langsam ins Wasser gleiten. Die Maske saß noch in Höhe der Stirn.

Christine Olivier lächelte ihm von Bord des Schiffes aus zu und gab ihm eine Kußhand. Jacques erwiderte sie und setzte die Brille auf. Er kontrollierte den Sitz des Schnorchels und die Zufuhr an Sauerstoff, hob dann noch mal grüßend die Hand und schwang sich vornüber…

Die Unterwasserwelt zog ihn in ihren Bann. Zuerst war nichts als geheimnisvolles Blau um ihn, dessen Helligkeit langsam abnahm. Doch schon nach kurzer Zeit tauchten vor ihm die Korallenbänke auf, die von der Nähe der Inseln kündeten.

Links und rechts von ihm schwammen Fische. Er hatte den Grund der See erreicht und trieb dicht über den in allen Farben des Spektrums schillernden Korallen. Wesen, halb Tier halb Pflanze, winkten ihm mit ihren Tentakeln zu. Schwärme von Fischen, in allen Größen und Formen, kreuzten seinen Weg. So schön auch alles anzusehen war, so lauerte hier doch irgendwo eine Gefahr. Es mußte die sein, der vor ihm schon zahlreiche andere Menschen zum Opfer gefallen waren – auf Schiffen, in Flugzeugen oder unter Wasser, das schien keinen Unterschied zu machen.

Streng genommen wußte er selbst nicht, was er suchte. Irgend einen Hinweis, eine besondere Formation der Korallen oder ein gewächsfreies Gebiet, das öde den Grund des Meeres zierte?

Er wußte es nicht. Aber er wußte, daß er es erkennen würde, sobald es ihm vor Augen kam.

Er war die Konzentration selbst. Mit wohlberechneten Bewegungen seiner Hände und Füße schob er sich in diese oder jene Richtung, untersuchte hier eine Grotte und dort die Stelle, an der sich eben noch

ein großer Schwarm Fische befunden hatte. Die Zeit verging im Flug. Er ließ nicht in der Gründlichkeit seiner Untersuchungen nach, aber in deren Verlauf fädelte sich ein Gedanke ein, der immer drängender wurde.

Es war an der Zeit aufzutauchen!

Jacques Estrelle ließ von dem Objekt ab, das er seiner merkwürdigen Form wegen eben noch untersucht hatte, und paddelte in die Höhe. Ein Blick auf den Chronographen zeigte ihm, daß er noch Sauerstoff für sieben Minuten hatte. Es drängte ihn, fünf von diesen sieben Minuten für weitere Untersuchungen zu verwenden, doch seine Vernunft schalt ihn einen Narren. Ein solches Tun würde keinen Nutzen bringen, dafür aber das Risiko eines Tiefenkollers erhöhen. Estrelle besann sich.

Langsam ließ er sich nach oben treiben. Er schwamm nicht zügig bis zur Oberfläche durch, denn sein Körper mußte sich erst langsam wieder an den schwächeren Druck gewöhnen, der knapp unterhalb der Wasserlinie herrschte. Er benötigte immer eine Weile, um sich in gewissen Intervallen zu akklimatisieren, bis fast wieder der normale Außendruck hergestellt war.

Jacques' Kopf durchstieß den Wasserspiegel.

Er spuckte den Schnorchel aus und schob die Taucherbrille in die Stirn. Dann zwinkerte er mit den Augen und hustete leicht. Er war doch etwas zu schnell nach oben gekommen.

Jacques Estrelle vernahm eine Stimme, wendete den Kopf und erblickte die Jacht in hundert bis hundertfünfzig Metern Entfernung. Christine stand auf der Brücke und warf gerade den Motor an. Eine Hand an der Zündung, winkte sie ihrem Freund mit der Linken zu.

Jacques sah in den Himmel.

Christine hatte recht gehabt. Er hätte diesen letzten Ausflug in die Tiefe nicht mehr unternehmen sollen. Es begann bereits zu dämmern, und sein Tauchversuch hatte auch kein Resultat erbracht. Morgen würde er von neuem sein Glück versuchen…

Die schneeweiße Jacht tuckerte direkt auf ihn zu. Sie fuhr mäßige Geschwindigkeit. Christine führte sie nur zu Jacques, um ihm das Schwimmen der Entfernung wegen zu ersparen.

Estrelle erwartete entspannt ihre Annäherung und ließ sich widerstandslos von den Wellen treiben.

Was war das?

Jacques hatte das Gefühl, daß sie ihn nicht vor sich hertrieben, sondern langsam einkreisten. Plötzlich schien es ihm, als würden seine Flossen schwer.

Er schaute zu der sich nähernden Jacht.

Christine Olivier stand hinterm Steuer und schenkte ihm ihr strahlendstes Lächeln. Sie war nur noch fünfzig Meter von dem

Schwimmer entfernt.

»Christine, beeile dich!« rief Estrelle.

Das Zerren und Ziehen an den Schwimmflossen des Franzosen wurde stärker. Es schob sich langsam die Beine hinauf und trachtete, seinen Unterleib zu erfassen. Zugleich bemerkte er, daß er ohne sein Zutun die Jacht, die Christine zu ihm führte, aus den Augen verlor.

»Christine!« rief Jacques Estrelle.

Er begann seine Flossen zu bewegen und versuchte auch mit den Händen sich wieder in die Blickrichtung auf das Schiff zu drehen. Er glaubte es fast geschafft zu haben, als der Sog stärker wurde.

Er wollte um Hilfe rufen, aber im selben Augenblick schob sich eine Woge über ihn und verschluckte seinen Schrei.

»Jacques!«

Nur schwach drang der Laut an Estrelles Ohren. Er vermengte sich mit dem wilden Rauschen, das in ihm immer lauter wurde. Dann spuckte ihn die See wieder aus. Mit verschleierten Augen blickte der Franzose über die Wasserfläche.

»Jacques, was ist mit dir?«

Die weiße Jacht hatte sich dem Meeresforscher bis auf zehn Meter genähert. Hilflos stand Christine Olivier an Bord und wußte nicht, was sie tun sollte. Die Geschwindigkeit konnte sie nicht erhöhen, da die Entfernung zwischen ihrem Freund und ihr inzwischen zu gering geworden war. Andererseits sah sie ihn hilflos den Wellen ausgeliefert.

Auch Christine wußte nicht, was mit Jacques geschah.

Estrelle schien wie gelähmt. Von Bord der Jacht aus konnte sie erkennen, daß er sich langsam im Kreis zu drehen begann. Dabei verschwand immer mehr sein Oberkörper in den Fluten.

Die Spanne, die sie noch von ihm trennte, wurde merklich kleiner. Fiebernd wartete das Mädchen darauf, direkt neben dem Mann zu sein, um die Motoren zu stoppen und ihn an Bord zu holen.

Plötzlich stiegen Blasen auf. Sie zerplatzten gerade dort an der Oberfläche, wo sich Jacques einem imaginären Sog entgegenzustemmen schien.

Christine schrie auf.

Das Kreiseln, dem der Franzose unterlag, gewann nicht mehr an Schnelligkeit. Dafür begann er sich nun von ihr zu entfernen.

Christine tat etwas, was sie nie hätte tun dürfen. Sie hob die Drosselung des Motors auf und beschleunigte. Im Nu hatte sie ihren Freund wieder eingeholt.

Doch es bot sich ihr keine Gelegenheit, den schwimmenden Mann zu bergen. Der Sog, dem er ausgesetzt war, hatte eine solche Stärke erreicht, daß Christine genug damit zu tun hatte, auf Kurs zu bleiben.

»Christine…«, hörte sie Estrelles leise Stimme. Sie klang matt.

»Ja, Jacques, ja! Ich bin bei dir!«

Estrelle antwortete nicht.

Ein kurzer Blick über die Reling bestätigte der Französin, daß ihr Freund noch bei Besinnung war. Seine Abwehrbewegungen hatten jedoch nachgelassen.

Ihre Gedanken überschlugen sich. Mit zitternden Händen stand sie am Steuer und versuchte diesem Grauen ein Ende zu machen.

›Ich muß alles auf eine Karte setzen!‹ überlegte sie sich.

Sie erhöhte die Umdrehungsgeschwindigkeit des kleinen Motors und überholte Estrelle. Als sie die Jacht zwanzig Meter in die Richtung geführt hatte, in die vermutlich auch Jacques gezerrt werden würde, stoppte sie.

»Christine! Christine, hilf mir…!« rief hinter ihr Estrelle. »Du darfst mich nicht im Stich lassen!«

Es schmerzte sie, in Jacques den Verdacht gesät zu haben, daß sie ihn im Stich lassen wollte. Sie verzichtete auf eine Erwiderung und bereitete sich darauf vor, im richtigen Moment einzugreifen.

Es dauerte nicht lange, und der Körper des Meeresforschers befand sich knapp in Höhe des Schiffshecks. Bald würde er die Stelle passieren, an der sich Christine Olivier befand. Sie war über die Reling geklettert und hielt sich mit einer Hand an der Strickleiter fest. Mit der anderen gedachte sie, ihren Freund beim Vorübertreiben aufzuhalten und an Bord zu hieven.

»Gib mir die Hand, Jacques!« zischte die Französin zwischen den Zähnen.

Ihre Kleidung war völlig durchnäßt und hing schwer an ihrem wohlgeformten Körper. Mit aller Konzentration, die Estrelle aufbringen konnte, hob er den Arm der Freundin entgegen.

Als Christine nach ihm greifen wollte, ging ein Ruck durch Estrelles Körper. Die Französin schrie auf.

Ein-, zweimal versuchte sie den Griff zu festigen, den sie um den rechten Arm ihres Freundes gelegt hatte, dann entglitt er ihr völlig.

Ein angstvolles »Chris…«, kam noch über Jacques' Lippen. Im nächsten Moment hatte ihn der Sog weit vor die weiße Jacht gezerrt.

Doch der Meeresforscher gab nicht auf.

Instinktiv griff er nach der Brille, die er bislang nicht aufsetzen konnte, und schob sie über das Gesicht. Er hätte nicht zu sagen vermocht, was ihn zu dieser Handlung trieb, aber augenblicklich fühlte er sich wohler.

Sein Körper hatte die kreisenden Bewegungen wieder aufgenommen. Durch das dicke Glas seiner Taucherbrille konnte er ungefährdet sehen.

Immer wieder um sich selbst gewirbelt, erkannte Jacques Estrelle graubraune Erhebungen, die stark zu der Bläue des Meeres kontrastierten.

Dem Franzosen blieb keine Zeit, sich das Bild einzuprägen. Aber er spürte deutlich, wie er sich diesen Erhebungen immer mehr näherte.

Endlich war er ihnen so nahe, daß er sie identifizieren konnte. Die weiße Jacht mit seiner Freundin an Bord hatte er weit hinter sich gelassen. Er hörte nicht mehr ihre verzweifelten Schreie. Seine getrübten Sinne waren ganz auf das Geschehen konzentriert, dem er ausgesetzt war.

Nun wußte er, was für sonderbare Gebilde es waren, die man aus der Ferne nur als graubraune Erhebungen erkennen konnte.

Es waren kuppelförmige Ruinen!

Weit und breit bildeten sie die einzigen Bezugspunkte. Sonst konnte Estrelle rings um sich her nur Wasser erkennen. Tiefblaues Wasser, das mit gierigen Klauen nach ihm zu greifen schien.

Plötzlich stand es phosphoreszierend in Jacques' Gedanken.

Er stellte es sich nicht nur vor. Das Wasser griff wirklich nach ihm! Die ganze Zeit über hatte es das getan, aber nun wurde es ihm bewußt: die Wogen entführten ihn! Und ihr Ziel war das tiefschwarze Loch, das ihm am Fuß einer der Ruinen wie ein tierisches Maul entgegengähnte…

*

Christine Olivier schrie wie am Spieß.

Sie war erschüttert über den Vorfall. So etwas hatte sie noch nie erlebt.

Der fremde Sog hatte Jacques mit sich gezerrt und ihn aus ihrer Sichtweite entführt. Christine hätte nicht zu sagen vermocht wohin.

Anfangs war sie willig zu der kleinen Brücke der Jacht zurückgerannt, um den Motor anzuwerfen. Sie wollte ihrem Freund nachfahren und ihm bei einem zweiten Versuch das Leben retten. Aber es kam anders.

Plötzlich hatte das Wasser zu brodeln begonnen. Es war ein völlig anderes Ereignis als jenes, das sie bei ihrem Freund beobachtet hatte. Und doch waren sie einander ähnlich.

Sie hatte sich vom Motor abgewandt und schnell die Strickleiter eingezogen. Sie wußte nicht, wie sie auf den Gedanken gekommen war. Aber sie hatte Angst, daß man das Schiff entern könnte.

Und dann hatte sie begonnen wie am Spieß zu schreien.

Schreckerfüllt sah Christine Olivier auf das Heer von Fischen, das sich um die Jacht versammelte. Dieser Anblick allein brachte sie nicht zum Schreien, aber sie gewann den Eindruck, daß eine Drohung von ihnen ausging.

Und die junge Frau täuschte sich nicht!

Ihr Schrei hing noch in der Luft, als sich die Bewegung unter den

zappelnden und zuckenden Leibern verstärkte. Zwischen den kleineren tauchten größere Körper auf, und mit Entsetzen mußte Christine feststellen, daß sich eine Unmenge von Raubfischen zu den harmloseren Arten gesellte.

Sie wirbelte herum und rannte zur Brücke. Bebend vor Angst und Ungeduld betätigte sie die Schalter und Hebel.

Gebannt erwartete sie das Rumoren der Schiffsschraube. Ihr einziges Ziel war jetzt nur noch, diesem Grauen zu entfliehen.

Endlich spürte sie das gewohnte Vibrieren und schob den Fahrthebel nach vorn. Doch nichts passierte, das Schiff verharrte an der Stelle.

Christine fuhr sich durchs Haar. Ihre Finger waren feucht von dem Schweiß, der in Rinnsalen von ihrer Stirn tropfte.

Wieder ließ sie den Motor aufheulen und hoffte, daß die Jacht Fahrt aufnahm. Das schien auch der Fall zu sein, doch dann ging ein Schütteln durch den Bootsleib, und das Motorgeräusch erstarb.

›Um Gottes willen!‹ durchfuhr es die sich ängstigende Französin. ›Was soll ich nur tun?‹

Das Bild des Funkgerätes tauchte mit einem Mal in ihren Gedanken auf. Mit zwei Sprüngen war sie am Pult und nahm die Einstellung vor. Sie mußte die Küstenwache erreichen. Sie würde ihr bestimmt helfen können.

Während sie mit fliegenden Fingern an dem Gerät hantierte, beschlich sie ein sonderbares Gefühl. Es war so vollkommen anders als das, das in ihr eine solche Panik entfacht hatte. Es vermittelte ihr eine Wahrnehmung, die weit akuter war…

Sie drehte sich um und blieb wie gebannt hocken.

Eine Krake!

Das Tier hatte sich bereits zur Hälfte über die Reling der kleinen Jacht gezogen. Es war ein großes Exemplar von immenser Kraft. Suchend fuhren die Tentakel durch die Luft und blieben dann in Richtung der Französin liegen. Sie hörte das Schmatzen der Saugnäpfe, als sich das Tier näherzog.

Christine tat unwillkürlich das einzig Richtige in dieser Situation. Sie beendete die Einstellungen am Funkgerät und nahm das Mikrofon auf.

»Hier spricht Christine Olivier von Bord der ›Kormoran‹!« sprach sie hinein. »Ich befinde mich in einer Notsituation. Können Sie mich aufnehmen?«

Sie nahm den Finger vom Kontakt und erwartete eine Antwort. Aus den Augenwinkeln beobachtete sie den Kraken, der sich langsam aber stetig näherte. Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis das Untier sie erreicht hatte.

Sie hielt die Stille im Äther nicht länger aus.

»Hier spricht Christine Olivier!« sagte sie erneut. »Ich brauche dringend Hilfe! Kann mich jemand aufnehmen? Ich brauche Hilfe, sonst werde ich sterben!«

Das Schweigen währte diesmal nur Wenige Sekunden. Die junge Frau hatte kaum ausgesprochen, da erscholl aus dem Lautsprecher eine sonore Stimme.

»Hier ist Lars Ghomery, Kapitän der ›Chetfield‹. Sie kommen klar und deutlich bei mir rein, müssen demnach also in meiner Nähe sein. Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«

»Kapitän!« rief Christine. »Kommen Sie so schnell Sie können, hier ist der Teufel los! Meine Position ist…«

Aufschreiend zuckte die Französin vom Mikrofon zurück. Während es scheppernd auf die Planken flog, wischte sie mit einer Gebärde des Ekels den schleimigen Tentakel von der Schulter. Noch in derselben Bewegung erhob sie sich und schnellte von dem Untier fort, Sie floh auf die entgegengesetzte Seite der Jacht und blieb schweratmend stehen.

»Miss Olivier!« klang es aus dem Laut-Sprecher des Funkgeräts. »Miss Olivier, ich kann Sie nicht mehr aufnehmen! Was ist geschehen? So melden Sie sich doch!«

Christine schloß die Augen. Es gab keine Möglichkeit mehr, dem Tod zu entrinnen. Ihre letzte Chance war verspielt, der Funk befand sich außerhalb ihrer Reichweite.

Sie brauchte die Augen nicht mehr zu öffnen. Sie wußte ohnehin, daß der Krake wieder langsam auf sie zukroch. Diesmal konnte sie nicht mehr ausweichen.

*

›Wo bin ich?‹

Das war der erste Gedanke. Er kam nüchtern und ohne Ausdruck.

Jacques Estrelles Rechte begann umherzutasten. Sie fuhr über die rauhe Oberfläche des Bodens, auf dem er lag. Die von ihm aufsteigende Kühle half ihm.

Als er die Augen öffnete, sprang ihm Helligkeit entgegen. Sie war nicht so grell wie die eines Sonnentages und in ihrer Milde angenehm.

Jacques trug noch immer den Anzug, den er bei seinen Ausflügen in die Unterwasserwelt angehabt hatte. Das Gummi spannte sich über seinem muskulösen Körper. Die Maske auf seinem Gesicht war verrutscht.

Er zuckte zusammen.

Wieviel Zeit war vergangen?

Ein Blick auf die Uhr bestätigte ihm, was ihm soeben bewußt geworden war: er hätte eigentlich seit Minuten schon tot sein müssen.

Erstickt an dem verbrauchten Sauerstoff aus seinen Flaschen.

Schnell nahm er die Maske ab und zerrte den Schnorchel aus dem Mund. Er glaubte den Geschmack frischen Gasgemisches in seinen Lungen zu spüren. Doch er mußte feststellen, daß es nicht frischer wurde.

Wo war er überhaupt?

Jetzt erst wandte er seine Aufmerksamkeit der Umgebung zu, in der er sich befand. Er fühlte sich erholt und unbeschwert. Er verschwendete keinen Gedanken an diese verwunderliche Tatsache, sondern erhob sich.

In einer Ecke, nicht weit von ihm entfernt, erblickte er seine Sauerstoffflaschen.

Andererseits bedeutete das, daß es hier jemand gab, der ihn bei seinem Eintreffen versorgt hatte. Und da sich in diesem Raum keine weitere Person befand, mußte ein Ausgang existieren, der in belebte Räume führte.

Das Glitzern an den Wänden erweckte Estrelles Aufmerksamkeit. Er trat näher und blickte erstaunt auf das spiegelnde Metall.

Er sah Instrumente und Schalter von nie gekannter Form und Größe. Überall an den Wänden befanden sich Batterien dieser glänzenden Boards, die ihm seine eigene Hilflosigkeit vor Augen führten. Er wußte mit ihnen nichts anzufangen.

Der Boden des Raumes bildete einen starken Kontrast zu den übertechnisierten Wänden. Er war aus rohem Stein und hatte keine besondere Behandlung erfahren. Hier und da zeigten sich noch Unebenheiten auf ihm, die nicht beseitigt worden waren.

Jacques kam zu dem Schluß, daß die Erbauer dieser Kuppel rein praktisch gedacht hatten. Sie wollten die Geräte an den Wänden mit ihren Händen erreichen, und das gelang ihnen auch. Und auf dem Boden konnten sie gehen, ohne daß er mit einer Folie verkleidet zu werden brauchte. Der Nutzeffekt war ersichtlich.

Hatte er diesen Raum als eine Kuppel bezeichnet?

Unwillkürlich drang sich ihm diese Bezeichnung auf. Jetzt, da er seine Untersuchungen anstellte, kam heraus, daß es sich tatsächlich um eine solche handelte.

In der Höhe strebte der kreisförmige Grundriß einem gemeinsamen Mittelpunkt zu. Über den Instrumentenbatterien begann wieder der rohverhauene Fels, auf dem der Meeresforscher ging. Er setzte sich bis zur Mitte der Kuppel fort.

Estrelle fröstelte.

Was mochten das für Menschen sein, die so etwas erschufen? Der Raum war nach dem Prinzip der reinen Nutzung angelegt. Für Bequemlichkeit während der Arbeit, die hier ohne Zweifel getan wurde, hatte man nichts übrig.

Konnten das überhaupt Menschen sein? Waren das nicht vielmehr Wesen, die auf der Grundlage reiner Vernunft existierten?

Jacques Estrelle schob diesen Gedanken weit von sich. Ein interessanterer kam ihm in den Sinn, der weniger fantastisch war.

Sollten die Erhebungen, die er vom Meer aus gesehen hatte, mit dieser Kuppel identisch sein?

Das heißt: wenn es mehrere Erhebungen waren, so war es nur logisch anzunehmen, daß es sich auch um mehrere Kuppeln handelte. Unter diesen Umständen würde er sich nur in dem Zweig eines größeren Komplexes aufhalten.

Die Folgerungen, die sich aus dieser Vorstellung ergaben, drohten dem Franzosen den Atem zu rauben. In was war er da hineingeraten? War er das Opfer geheimer Studien des Militärs geworden, die in diesem Gebiet eine neue Waffe ausprobierten?

Jacques tastete an sich herum.

Nein, sagte er sich, er war noch in Ordnung. Einer Waffe konnte er nicht zum Opfer gefallen sein. Zudem durfte er nicht vergessen, daß er sich hier im gefürchteten Bermuda-Dreieck aufhielt, das berüchtigt war für seine sonderbaren Ereignisse.

Mit einem Mal verspürte er eine bedrückende Enge. Weit und breit war kein Ausgang aus diesem Raum zu sehen.

Automatisch ging er einige Schritte. Er bewegte sich von dem ungefähren Mittelpunkt fort, in dem er erwacht war. Sein Ziel war die Reihe glänzender Wandbeschläge.

Irgendwo dahinter – so sagte ihm seine Vernunft – mußte ein Gang sein, der aus diesem Raum führte.

Er tastete an der Wand herum und bemühte sich vorsichtig zu sein, damit er keine Geräte in Funktion setzte, von denen er nicht wußte, ob sie ihm möglicherweise schaden würden.

Das Unwirkliche der Situation ging in seiner Konzentration unter. Das einzig Richtige und Interessante für ihn waren im Augenblick seine Fingerspitzen, sonst nichts. Er suchte nach einem Spalt, der ihm charakteristisch für eine Geheimtür erschien.

Und – er fand ihn!

Er war einer zu großen Spannung ausgesetzt, um sichtbare Freude zu empfinden. Gleich darauf stellte sich heraus, daß er recht daran getan hatte.

Die gesuchte Lücke war zwar gefunden, aber wie er die verborgene Tür öffnen konnte, blieb ein Rätsel.

Er schob die Fingernägel in den Spalt und fuhr ihn entlang. Doch die Tür war höher, als er selbst mit erhobenem Arm greifen konnte. Auf bliese Weise herauszubekommen, wo sich das vermutete Schloß befand, war also sinnlos.

Jacques Estrelle ließ sich wieder auf die Fußsohlen nieder und

atmete tief. Dann begann er zu überlegen.

Aber der rettende Gedanke kam ihm nicht. Kurzentschlossen machte er sich daran, das Gebiet um den Spalt herum von neuem zu befingern.

Eine Weile tastete er. Doch von Minute zu Minute wuchs seine Verzweiflung. Die Konzentration begann langsam nachzulassen. Die sonderbare Umgebung brandete in seinen Geist und verwirrte ihn. Die Eindrücke, die er empfing, standen im Gegensatz zu seinem gesunden Menschenverstand.

»Wie klein ist doch der Geist des Menschen! Er versteht es nicht mal, einen Ausweg aus diesem Raum zu finden, der kaum als Falle gedacht ist!«

Eine Erschütterung ging durch den Teil der Wand, vor dem Jacques Estrelle stand. Angefangen von der Stelle, wo der Meeresforscher den feinen Spalt entdeckt hatte, bis in vier Metern Entfernung zu seiner Linken erhob sie sich vom Boden und schob sich leise summend in die Höhe.

Schockiert starrte Estrelle ins Leere.

»Wer… wer spricht da?« kam es zögernd über seine Lippen.

Ein Lachen antwortete ihm.

*

Grübelnd saß Frank Morell an seinem Arbeitstisch und blickte auf eine Zeitung. Es war nicht gerade eine von der Sorte, die seinem Niveau entsprach, aber der Leitartikel hatte ihn zum Kauf veranlaßt.

»Frank«, hörte er hinter sich eine Stimme. »Wie tief bist du gesunken!«

Der Konstrukteur drehte sich um und blickte in Petra Veltens rundliches Gesicht.

»Es gibt Höhen und Tiefen im Leben«, sagte er. »Und sie alle wollen bewältigt sein. Ich habe gerade mein Tief.«

Seine Worte waren eine sanfte Umschreibung für den Gemütszustand, in dem er sich gerade befand. Morell war ein sympathischer Mann, dessen Heiterkeit viele ansteckte, doch heute war nicht viel davon zu merken.

»Was ist los mit dir?« fragte Petra. »Du bist heute morgen schon muffelig ins Büro gekommen und hast seitdem noch nicht mal über mich gelästert.«

Morell grinste.

»Aber Petra«, sagte er. »Du wirst auch ohne meine Lästereien den Tag herumbringen.«

Petra Veiten reagierte mit einem Schmollmund. Sie sah heiter aus mit ihrer schwarzen Ponyfrisur, die ihren Kopf zierte.

»Du bist doof!« sagte sie schnippisch zu Frank.

»Recht hat er!« kam Hans Bogner dazwischen. Wie Frank war auch er bei ›Gering und Krollmann‹ beschäftigt. »Ich freue mich schon auf das saftige Steak, das ich mir heute abend leisten werde!«

Beleidigt ging Petra hinaus.

Frank Morell und Hans Bogner grinsten hinter ihrer Kollegin her. Als Morell sich wieder der Zeitung zuwandte, schob sich der Kopf seines Kollegen über die Schulter.

»›*Rotbedresster Wundermann durchquert Lüfte – Rächer der Enterbten oder Scherz eines Flugtechnikers?*‹ Sag mal Frank, seit wann liest du so was?«

Morell lächelte.

»Ich fand es mal interessant zu wissen, was die andere Seite dazu schreibt. In den üblichen Zeitungen finden sich nur wenige Artikel über dieses Phänomen. Und wenn, dann sind sie meist sehr kurz gehalten und beschränken sich auf Zeugenaussagen. Die Leute hüten sich davor, Spekulationen über die sonderbare Erscheinung anzustellen. Bis auf diese Zeitung hier, die ich heute morgen auf dem Weg hierher erbeuten konnte.«

Hans Bogner schüttelte den Kopf.

»Nein, mein Junge. Wenn du meine Meinung wissen willst: Ich halte die Sache für einen großen Bluff. Fliegender Wundermensch! Meine Güte, wer hat denn sowas schon gesehen?«

»Ja, wahrscheinlich hast du recht«, bekräftigte Frank. »Dieses Wesen steht im Kontrast zu sämtlichen Erkenntnissen der Wissenschaft, insbesonders den Gesetzen der Schwerkraft und der Trägheit der Masse. Ich frage mich nur, wie die Zeitungsleute auf sowas stoßen?«

»Ach, weißt du«, erwiderte Hans. »Die einen sehen weiße Mäuse, die anderen rosarote Elefanten. Warum soll es nicht auch welche geben, die rotgekleidete Menschen durch die Luft fliegen sehen?«

Morell zwang sich dazu, in das kurze Gelächter seines Kollegen einzustimmen. Die Frage flammte in ihm auf, wie Hans wohl reagieren würde, wenn er wüßte, daß es ein solches Wesen tatsächlich gab und es in diesem Moment vor ihm stand.

Unwillkürlich fuhr Morells Hand zur Tasche seines beigen Jacketts und krampfte sich um den Gegenstand, den er dort immer mit sich trug. Niemand wußte davon.

Bei dem Gegenstand handelte es sich um einen sieben Zentimeter langen Kristall. Er ähnelte einer halbierten Münze von etwa fingerdicker Breite. Nur Frank Morell wußte, was es mit ihm auf sich hatte. Mit seiner Hilfe konnte er sich in Mirakel verwandeln, den fliegenden Dyktenmann.

Und um niemand anders als ihn handelte es sich bei ihrem kurzen

Gespräch auch.

Frank Morell war verzweifelt darüber, daß die Öffentlichkeit auf diese Weise auf sein zweites Ich aufmerksam gemacht wurde. Im Grund wäre es ihm lieber gewesen, wenn man überhaupt nicht auf diese merkwürdige Person aufmerksam geworden wäre, die in letzter Zeit an vielen Orten der Welt einsprang, wenn Not am Mann war. Kaum einer wußte oder ahnte, daß es sich bei fast allen diesen Zwischenfällen um Eingriffe übersinnlicher Mächte in den Alltag der Erdenmenschen handelte.

Resigniert faltete Morell die Zeitung zusammen und verstaute sie in seiner Aktenmappe. Es hatte keinen Sinn, jetzt darüber nachzugrübeln, welchen Effekt der Versuch dieses Blattes, die Leute in Panik zu versetzen, haben würde. Man mußte abwarten.

Eigentlich glaubte Morell nicht daran, daß die Saat des Blattes aufging. Eine Panik war wohl undenkbar.

Wenn er aber ehrlich zu sich selber war, mußte er sich eingestehen, daß er nichts mehr fürchtete, als daß man begann, diesem Phänomen nachzuspüren.

Er ahnte ja nicht, daß das bereits geschehen war…

*

»Wer spricht da?« wiederholte Jacques Estrelle seine Frage.

Niemand antwortete ihm.

Es drängte ihr einige Schritte in den Raum zurückzugehen, in dem er erwacht war. Aber unwillkürlich fragte er sich, ob die Wand noch lange geöffnet blieb oder sich schon bald wieder schloß.

Das Risiko war ihm zu groß.

Entschlossen schritt er durch die Öffnung, die sich vor ihm aufgetan hatte.

Ein weiter Gang dehnte sich in Blickrichtung aus. Er war völlig kahl und machte nach wenigen Metern einen Boden, der es Jacques nicht zuließ, ihn weiter zu verfolgen. Gleißendes Licht herrschte. Der Meeresforscher hätte nicht zu sagen vermocht, woher es stammte. Nirgendwo waren Lichtquellen.

Estrelle blickte sich um.

Hinter ihm war der kreisförmige Raum mit seiner Taucherausrüstung. Schnorchel und Sauerstoffflaschen lagen noch immer in einer Ecke.

Jacques ging weiter. Es hatte keinen Wert, die Gegenstände mit sich zu nehmen. Sie waren nicht mehr als unnützer Ballast. Ohne daß sie einen Vorteil brachten, würde er sich an ihnen totschleppen. Die Flaschen waren leer, und somit hatte auch der Schnorchel seinen Nutzen verloren Jacques Estrelles Schritte hallten in dem steril

gehaltenen Gang gespenstisch wider. Er fröstelte.

Hinter ihm wurde die Öffnung zu dem Raum, in dem er sich wiederfand, immer kleiner. Als er sich nach einigen hundert Metern umwandte, erkannte er, daß ihm die Biegung des Ganges die Sicht genommen hatte. Nun fühlte er sich noch verlorener.

Er besaß keinerlei Anhaltspunkte mehr.

Schließlich blieb er stehen. Vor und hinter ihm glichen sich die Ansichten. Nach einer Weile ging er auf die Innenwand zu.

»Es muß doch einen Ausweg geben.« murmelte er.

Estrelle kam sich vor wie ein Tier im Zoo. Man hatte ihn gefangen und in einen Käfig gesteckt. Nun ließ man ihm den Auslauf, der für die Gesundheit gerade notwendig war.

Er tastete an der Wand herum und klopfte dagegen. Wie schon in dem Raum, in dem er sich zuvor befunden hatte, hoffte er auch hier eine verborgene Tür zu finden. Unbewußt war ihm klar, daß die Wahrscheinlichkeit dafür nahe Null war, denn die Länge des kahlen Ganges schien kein Ende zu nehmen. Aber der Funken Hoffnung in ihm ließ ihn das scheinbar Unsinnige tun.

Fast eine Viertelstunde bemühte er sich, irgend etwas an der völlig ebenmäßigen Wand zu entdecken… Ohne Erfolg! Er hatte bereits mehrere Quadratmeter abgesucht. Jetzt war er der Verzweiflung nahe.

Resignierend ließ er von der Wand ab, drehte sich um und lehnte sich gegen sie. Langsam rutschte er an ihr herab und blieb auf dem kühlen Boden sitzen.

Hilflos hob er die Hände und ließ sie wieder sinken.

Seine Augen brannten. Sie hatten keine Abwechslung gesehen und immer nur das eine vor sich gehabt: einen grell leuchtenden Gang, der kein Ende nahm.

»Nun? Hast du deinen Willen gehabt?« schrie Jacques. »Macht es dir Spaß, Menschen zu quälen und ihnen, jede Hoffnung zu nehmen?«

Er schlug mit den Fäusten auf den Boden.

»Metall!« rief er. »Auch die Wände: Metall! Und die Decke auch! Selbst das Licht hat einen Stich ins Metallene! Nimmt das denn nie ein Ende?«

Der Meeresforscher lehnte sich schwer atmend zurück. »Was bist du nur für ein Wesen?« keuchte er mit geschlossenen Augen.

Aus einiger Entfernung erscholl ein leises Rumpeln. Langsam wurde es lauter.

Estrelle öffnete wieder die Augen und stand auf. Verwirrt blickte er in die Richtung, aus der er die Geräusche vernahm.

Nichts war dort zu sehen. Zum einen nahm ihm die Gangbiegung die Möglichkeit, mehr als hundert Meter zurückzuschauen. Zum anderen reizte das ständige, grelle Licht seine Tränendrüsen und ließ das Bild verschwimmen.

Estrelle ging ganz auf die andere Seite des Ganges. Von hier aus konnte er weiter zurückblicken, als es von der Innenwandung her möglich war. Und nun erblickte er auch schemenhaft die Ursache für die lauten Geräusche.

Täuschte er sich oder bewegte sich dort tatsächlich etwas?

Jacques konnte das nicht eindeutig erkennen. Er kniff die Augen zusammen und konzentrierte sich.

Etwas kam dort immer näher – und es schien die ganze Breite des Ganges einzunehmen!

Erschreckt blieb Estrelle stehen. Das kam doch, aus Richtung des mit Technik vollgepfropften Raumes? Wie konnte das nur sein? Schließlich hatte er von dort aus den Weg bis hierher zurückgelegt, ohne auf ein Hindernis zu treffen, das solche Ausmaße besaß.

Ja, er war überhaupt auf keines gestoßen!

Dem Franzosen blieb keine Zeit nachzudenken. Tatsache war, daß sich ein solches Hindernis ihm näherte. Und es würde ihn zermalmen, wenn er nicht schnell genug einen Ausweg aus dieser Mausefalle fand.

Er begann zu laufen.

Die von den Schwimmflossen befreiten Füße klatschten auf den kalten Metallboden.

Anfangs glaubte Jacques noch, den Abstand zwischen sich und diesem merkwürdigen Etwas mit seinem schnellen Lauf vergrößern zu können. Aber bald stellte sich heraus, daß es sich ihm trotz seiner großen Anstrengung immer mehr näherte.

Sein Herz hämmerte und trieb das Blut siedendheiß durch die Adern. Schweiß floß ihm in Strömen am Körper herunter.

›Nur weiter!‹ gellte es in seinem Bewußtsein. ›Nicht nachlassen, nur das nicht!‹

Dann kam der Zeitpunkt, an dem er nicht mehr konnte, und das Ende des Ganges hatte er noch nicht erreicht.

Sollte er im Kreis gegangen sein? Das würde erklären, warum er nie ans jenseitige Ende gekommen war. Andererseits war er auch dem Ausgang nicht wieder begegnet, aus dem er geflüchtet war. Oder sollte er sich wieder geschlossen haben?

Jacques Estrelle schrie auf.

Panik ergriff ihn angesichts der Erkenntnis, daß seine Anstrengungen umsonst waren. Er wirbelte herum.

Das gewaltige Hindernis hatte sich ihm bis auf zwanzig Meter genähert. Nun, da es ihm so nahe war, konnte er auch erkennen, daß es nicht nur die gesamte Breite des Ganges ausfüllte, sondern auch die Höhe. Im Licht der gleißenden Helligkeit sah er, daß es aus demselben Material beschaffen war wie alles andere um ihn herum auch.

Es war eine Wand wie die beiden zur Seite auch. Nur – daß sie sich auf ihn zubewegte!

Jacques Estrelles Gedanken überschlugen sich.

Was sollte er tun? Eine Flucht hatte keinen Sinn mehr. Doch einfach hier zu verharren und das Ende abzuwarten, behagte ihm noch weniger.

Taumelnd vor Erschöpfung bewegte er sich wieder von der herannahenden Wand weg. Es war mehr eine automatische Reaktion.

Hinter ihm erhob sich das gewaltige Hindernis. Mit beängstigender Geschwindigkeit näherte es sich ihm.

Jacques spürte den schmerzhaften Stoß, den ihm die Wand beibrachte, und taumelte nach vorn. Nur mit Mühe konnte er sein Gleichgewicht halten.

Sein Schritt wurde wieder schneller. Er versuchte das letzte aus sich herauszuholen, aber die Wand in seinem Rücken wich nicht mehr.

Als der Druck immer stärker wurde, konnte er nicht mehr. Er begann zu taumeln und stolperte über seine eigenen Füße. Der Länge nach schlug er hin.

Er spürte nicht mehr, wie ihn die Wand vollends erfaßte. Sie nahm ihn quer vor sich und drängte weiter in die Richtung, die sie bis dahin eingehalten hatte. Es war auch die einzig mögliche.

Estrelle konnte von Glück reden, daß das untere Ende der Wand auf den Millimeter genau mit dem Erdboden abschloß. So rutschte er nicht in eine etwaige Spalte und wurde nicht von der Gewalt des Hindernisses zermalmt.

Ohne in der Bewegung zu verharren, setzte die Wand ihren Weg fort. Vor sich her schob sie Jacques Estrelles besinnungslosen Körper.

*

Christine Olivier starrte gebannt auf das Untier, das ihr immer näher kam. Sie hörte das Schmatzen der Saugnäpfe und die Geräusche, die der Krake verursachte, wenn seine Tentakel über die Planken rutschten.

Hinter ihr war die Reling der kleinen Jacht.

Am liebsten hätte die junge Französin laut aufgeschrien und sich rückwärts in die Fluten gestürzt. Aber sie wußte, daß damit nichts gewonnen war.

Notfalls hätte sie dem Kraken entkommen können, auch im Wasser, denn an Bord des Schiffes war er langsam und behäbig. Bis er sich ebenfalls wieder ins Wasser hätte gleiten lassen, wäre dem Mädchen genügend Zeit geblieben, sich auf der anderen Seite der Jacht wieder in Sicherheit zu bringen.

Doch um das Schiff herum brodelte es.

Sie konnte weder nach links noch nach rechts. Das Tier hatte so

gewaltige Ausmaße, daß seine Tentakel ihr kurzerhand den Rückzug aufgedrängt hätten.

Und vor ihr war der Leib des Monstrums!

Immer wieder warf sie über ihren Rücken einen Blick in die brodelnde See. An ihren Freund dachte sie nicht mehr. Er war wohl untergegangen, und Christine glaubte nicht daran, daß sie Jacques je lebend wiedersah.

Sich vor Ekel schüttelnd, zog sie die Beine noch näher an die Reling heran. Sie hatte sich so fest an sie gepreßt, daß ein Windstoß ausgereicht hätte, sie über Bord zu werfen.

Wie gierige Fühler tasteten die Tentakel des Seetieres an ihren Beinen. Christine fühlte die glitschige Haut und die Kühle, die seine Podien ausströmten.

Das Untier kam immer näher. Schon roch sie die tranige Ausdünstung des Kraken. Ein Brechreiz stieg in ihr auf.

Als das Tier sich nur noch wenige Zentimeter von ihr entfernt befand, wagte die Bedrohte einen letzten Vorstoß. Mit aller Gewalt stieß sie sich von der Brüstung ab und versuchte an ihrem Gegner vorbeizukommen.

Einer der Tentakel des Kraken zuckte in die Höhe und blockierte ihr den Fluchtweg. Mit lautem Klatschen schlug sie dagegen.

Wild schüttelnd versuchte Christine Olivier sich von dem Körperfortsatz des Monstrums zu befreien. Sie trat heftig um sich und grub ihre Fingernägel in den nachgiebigen Leib. Unverständig glotzte sie der Krake aus seinen großen Augen an.

Wie eine Wilde trommelte sie auf die Podien, die sie umschlangen. Sie hätte viel darum gegeben, eine Waffe bei sich zu haben. Und wenn es nur ein Messer gewesen wäre.

Das Wunder geschah!

Niemand hätte zu sagen vermocht, ob die lauten Schreie der Frau das Untier verwirrt hatten oder sie ihm in ihrer Verzweiflung tatsächlich Verletzungen beigebracht hatte. Jedenfalls lockerte sich der Griff des Kraken.

Augenblicklich nutzte Christine ihre Chance.

Sie stemmte sich gegen die Umklammerung des Tieres und verstärkte ihre Anstrengungen. Schließlich hatte sie den Tentakeln soviel, Kraft entgegengesetzt, daß sie freier atmen konnte als bisher.

Das half ihr nicht wenig. Sie vermochte noch mehr Energien zu aktivieren. Nur einen Schrei später wand sie sich behende aus den Podien.

Ihr war alles gleichgültig.

Lieber versuchte sie ihr Heil in der Flucht und in einem garantiert folgendem Kampf mit Raubfischen, als daß sie sich von einem Tiefseeungeheuer erdrosseln ließ.

Das Untier hatte sich während der ganzen Auseinandersetzung nicht vom Platz bewegt – es ließ ihr keine andere Wahl. Geschmeidig zog sie sich vor den wirbelnden Tentakeln zurück und sprang auf die Reling.

Ein Blick in das brodelnde Wasser unter ihr machte Christine schwindeln. Sie hatte den Eindruck, als würde sich die Gier der Fische verstärken.

Verzweifelt balancierte sie ihr Gleichgewicht. Sekundenlang schien es, als könne sie es halten, doch dann verstärkte sich wieder das Durcheinander zu ihren Füßen. Die größeren Fische stießen gegen den Rumpf des Schiffes und brachten es zum Schwanken.

Aufschreiend fiel Christine Olivier von der Reling.

Mit dem letzten Funken bewußten Denkens stellte sie sich vor, wie sie jeden Augenblick auf die prallen Leiber der Fische fiel und von gierigen Mäulern zerfetzt wurde.

Doch der Aufprall wurde sanfter, als sie erwartet hatte. Sie traf auch auf keine Körper, sondern fühlte das Wasser über sich zusammenschlagen.

Noch während sie sank, erkannte sie schemenhaft um sich die Gestalten der Tiere, die sie so fürchtete…

*

Irgendwann kam Jacques Estrelle wieder zu sich.

Diffuses Halbdunkel traf seine Augen. Pure Finsternis hätte keine geringere Wirkung hinterlassen.

Er befand sich auf einem Band, das mit konstanter Geschwindigkeit über die gesamte Breite eines Ganges verlief.

Unwillkürlich erinnerte sich Estrelle an die Wand, die langsam aber stetig auf ihn zugekommen war. Auch sie hatte sich über die gesamte Breite des Ganges erstreckt.

Sollte da ein Zusammenhang bestehen?

Estrelle glaubte nicht daran. Und doch mußte er sich mit der Tatsache abfinden, daß er sich auf einem Laufband befand, das ihn irgendwohin trug.

Aber wie war er hierher gekommen? Das letzte, an das er sich erinnern konnte, war die Wand, die ihn vor sich hergeschoben hatte!

Jacques Estrelle stand auf. Obwohl er sich in Bewegung befand, hatte er kaum Schwierigkeiten damit. Er blickte sich aufmerksam um.

»Finde den Weg zu mir!« hallte plötzlich eine Stimme. »Dann bist du am Ziel deines Irrwegs!«

Jacques Estrelle wirbelte herum.

Hinter ihm war niemand zu sehen. Auch als er die Wände genauer unter die Lupe nahm, konnte er den Sprecher nicht erkennen. Nicht

mal einen Lautsprecher fand er, durch den der Unbekannte eventuell seine Stimme hatte ertönen lassen.

»Wer bist du?« rief Jacques in die Leere hinein. »Warum zeigst du dich mir nicht?«

Wie schon zuvor, schwieg auch jetzt wieder die Stimme.

Was war das für eine Stimme, die ihn schon zum zweiten Mal auf sich aufmerksam machte? Sie klang tief und emotionslos. Und doch vibrierte in ihr etwas mit, das den Meeresforscher frösteln ließ…

Jacques blickte wieder auf.

Finden sollte er den Sprecher! War das nicht zu viel verlangt in diesem gigantischen technischen Irrgarten?

Und warum sollte Estrelle ihn finden? Warum holte ihn der Fremde nicht einfach zu sich?

Er zwinkerte, als sich ein leichter Film über seine Augäpfel legte. In Wahrheit war es die Luft vor ihm, die zu flimmern begann.

Angespannt sah Estrelle in die Richtung, in der er das leichte Flimmern sah. Es war dieselbe, in die sich auch das Transportband bewegte.

Auch nach mehreren Sekunden des Starrens wußte er noch nicht zu sagen, um was es sich handelte. Langsam kam er ins Schwitzen.

Hitze strömte von der Stelle aus, an der er das Flimmern erkannte. In plötzlichem Erkennen schluckte Jacques.

Er bewegte sich direkt auf die Hitzemauer zu. Dabei hatte er keine Kontrolle über das Transportmittel, dessen er sich bediente.

Hinter dem gefahrverheißenden Flimmern erkannte Jacques verschwommen die Umrisse eines torbogenähnlichen Gebildes. Es schien das Ende des Ganges anzukündigen.

Aber was für ein Ende!

Estrelles Gedanken überschlugen sich.

Zurückzulaufen hatte keinen Sinn. Auch ohne einen festen Bezugspunkt glaubte er zu wissen, daß es ein ähnlich unsinniges Rennen würde wie das gegen die sich nähernde Wand. Er mußte das Gangende auf sich zukommen lassen.

Die Minuten vergingen wie im Flug. Eben noch hatte Jacques das Flimmern in etlicher Entfernung entdeckt, und nun brannte die Hitze fast Löcher in seinen Taucheranzug.

Er hatte sich das Ende des Ganges anders vorgestellt.

Das Flimmern hatte seinen guten Grund. Aus einem Loch, dessen Tiefe sich in der Dunkelheit verlor, stiegen heiße Dämpfe auf. Vor Sekunden schon hatte die Kleidung auf Jacques Haut gebrannt. Aber da sich die Schmerzen nicht vergrößert hatten, nahm er gegen jede Vernunft an, daß auch die Hitzestärke konstant geblieben war.

Aber was war schon Vernunft? Estrelle hatte gelernt, dieses Wort, wenn überhaupt, nur noch flüsternd auszusprechen.

Doch obgleich die Hitze nicht zunahm, fand Jacques die Vorstellung, in das Loch hineingetragen zu werden, nicht gerade erbaulich.

Sein Blick fiel auf den Torbogen.

Schon in halber Höhe schloß der Zugang zu dem mörderischen Loch mit dem Bogen ab. Estrelle sah seine einzige Chance darin, sich an dem Bogen in die Höhe zu stemmen. Zwar sah er auch keine Möglichkeit, von dort oben wieder fortzukommen, aber im Moment war es wichtig, dem sofortigen Tod zu entgehen. Darüber, wie es danach weiterging, konnte er später noch nachdenken.

Aufrecht stand er auf dem Transportband und hatte abwartend die Hände erhoben. Die Hitzewellen, die ihn umflirrten, spürte er kaum mehr.

Sekundenlang sah er vor sich den Abgrund. Ein unendlich tiefes Loch, dessen undurchdringliche Finsternis ihn schauderte. Dann krampften sich seine Finger um etwas Festes.

Jacques Estrelle spannte sich. Er glaubte, Bleiklötze an seinen Füßen zu haben.

Langsam zog er sich in die Höhe.

Unter ihm verlief das Band, das ihn beinahe in den Tod getragen hätte. Jacques überlegte, welchen Nutzen der Mechanismus haben mochte, der mit so großem Aufwand geschaffen worden war…

Ein Schmerzenslaut kam über seine Lippen, als Estrelles Kopf an die Decke stieß. Er hatte nicht bemerkt, wie tief sie doch hing!

Noch mal warf er einen Blick in die Tiefe. Dann schloß er die Augen und sah sich wieder auf dem kleinen Plateau um, worauf er sich gerettet hatte.

Es war so niedrig, daß Estrelle nicht aufrecht stehen konnte. Der Raum zwischen ihm und der Decke besaß nur zweifache Leibesdicke. Er vermochte nicht mehr, als sich auf den Boden zu pressen und nachzudenken.

In welche höllische Situation war er da geraten!

Unwillkürlich strich sein Blick über die Decke.

Schräg über ihm, etwas nach hinten versetzt, so daß er es zu Anfang nicht hatte sehen können, erkannte er deutlich die Umrisse eines Vierecks. Sie bildeten die einzigen Unterbrechungen in der Ebenmäßigkeit der Wand.

Zitternd streckte er eine Hand danach aus. Leicht ließ er sie über die Umrisse fahren und spürte freudig die Aufwölbungen.

Es mußte sich um eine Klappe handeln.

Hastig begann er nach einem etwaigen Verschluß zu suchen. Als er keinen fand, drückte er kurzerhand dagegen.

Er hörte ein leises Knirschen und glaubte, eine leichte Bewegung festgestellt zu haben. Dennoch gab die Klappe nicht nach.

›Hoffentlich öffnet sie sich nicht nach innen!‹ dachte er. ›Hoffentlich!‹

Soweit es ihm möglich war, führte er seine angezogenen Knie über den Körper und stemmte sich dann mit aller Kraft dagegen. Aus dem Knirschen wurde ein Ächzen und Krachen. Endlich gab die Platte nach. Mit einem Reißen schoß sie in die Höhe.

Diffuses Rotlicht ergoß sich über ihn. Es stammte aus dem Raum, zu dem er sich eben Zugang geschaffen hatte.

»Ich gratuliere dir!« sagte eine tiefe Stimme. »So hast du doch noch den Weg gefunden!«

Die Stimme kam aus dem Raum über ihm.

*

Christines Lebensgeister wurden wach, noch während sie im Wasser trieb. »Jacques!« stöhnte sie.

Die eigene Stimme klang nur verschwommen an ihr Ohr. Sie fühlte sich von einem leisen Rauschen umgeben, das sie an den lauen Herbstwind erinnerte.

»Jacques!« rief sie wieder.

Dann öffnete sie die Augen. Im selben Moment löste sich die Sperre, und die Erinnerung fiel über sie her.

Wild blickte sie um sich. Fische, wohin sie sah!

›Ich bin im Wasser!‹ durchzuckte es ihre Gedankenkette. ›Aber ich atme und kann sprechen…‹

Sie begann zu strampeln. Es war eine unüberlegte Reaktion, die zur Folge hatte, daß sie sich zu drehen begann. Auf einmal blickte sie in tausend tückische Augen.

Sie wischte sich mit der Hand übers Gesicht, und die Augen verschwanden. Sie verwandelten sich in Fische verschiedener Größe. Sie waren von gleicher Art wie die, die ihre Jacht belagert hatten. Und sie geleiteten sie in die Tiefe hinab.

›Es geht nicht mit rechten Dingen zu!‹ dachte Christine.

Instinktiv hielt sie eine Hand vor ihr Gesicht. Vor dem dunkelblauen Hintergrund der Tiefsee erkannte sie ein milchiges Leuchten. Sie verfolgte die Erscheinung an ihrer Hand entlang, den Arm hinunter bis zu den Zehen.

Sie war völlig in dieses Leuchten gekleidet. Es schmiegte sich wie eine zweite Haut an sie.

Für Christine bestand kein Zweifel. Dieser sonderbare Film mußte dafür verantwortlich sein, daß sie selbst hier in dieser Tiefe zu atmen vermochte. Mochte der Himmel wissen, wie das möglich war.

Sie sah hinab. Die Fische, die sie umschwammen, beachtete sie nicht mehr. Sie hatten ihr bisher nichts getan, warum sollten sie sich

also jetzt anders verhalten?

Den Grund der See konnte sie nicht erkennen. Sie sah nichts als ein dunkles Blau, das eine gewisse Tiefe unterhalb des Meeresspiegels andeutete.

Christines einziger Anhaltspunkt in dieser submarinen Einöde war die Färbung des Wassers. In der Ferne erblickte sie eine bräunliche Tönung. Zuerst war sie ihr gar nicht aufgefallen. Christine hatte sie für ein größeres Tier gehalten, einen Raubfisch vielleicht, wie sie hier in größerer Zahl kreisten.

Angestrengt blickte sie in die Richtung, in der sie die braune Färbung sah. Eine Zeitlang überlegte sie, welche Möglichkeiten ihr blieben, dann fand sie die Lösung.

Es mußte sich um Felsen handeln. Und Felsen kündeten von der Nähe der Küste!

Sollte sie sich in den Fischen, die sie begleiteten, getäuscht haben? Wollten Sie ihr vielleicht gar nichts antun, sondern sie in Sicherheit bringen?

Christine Olivier verwarf den Gedanken wieder.

Vor wem in Sicherheit bringen? Mit Hilfe der Jacht hätte sie sich auch selbst in Richtung Land absetzen können.

Die Felsen hatten solche Ausmaße angenommen, daß die junge Französin nicht mehr alles auf einen Blick erfaßte. Sie konzentrierte sich auf die Stelle, auf die sie zugeschoben wurde.

Der Felsen hatte eine graue Tönung und war nur spärlich bewachsen. In Ritzen und Spalten erkannte Christine Olivier alle Arten von Seetieren. Es waren Seesterne darunter, Seegurken, und einmal sah sie auch eine Moräne aus einem Spalt hervorzucken. Doch kaum hatte sie die zu Gesicht, war sie bereits wieder verschwunden.

Die Französin begann sich zu wundern.

Noch immer bewegte sie sich geradewegs auf eine Stelle des Felsens zu, die sich in nichts von den anderen unterschied. Wenn sich nicht bald etwas tat, würde sie an ihm zerschellen. Das wäre das Ende ihrer gespenstischen Unterwasserfahrt…

Sie hatte den Gedanken noch nicht zu Ende gedacht, als sich die Richtung ihrer Bewegung um achtzig Grad nach rechts änderte. Nun hatte sie den Fels zu ihrer Linken.

Die brausende Fahrt nahm kein Ende. Die Fische schoben sie an dem Felsen entlang, ohne auch nur einmal in ihrem Drängen innezuhalten.

Dann tauchte das Loch auf.

Wie herausgebrochen aus den Felsen, gut verborgen in einer Spalte, lag es vor Christine. Die Finsternis gähnte ihr entgegen wie ein gieriger Schlund.

Die junge Frau wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. Sie

ballte ihre Hände zu Fäusten und biß sich auf die Lippen. Sie war wehrlos.

So wurde sie langsam auf das drohende Dunkel zugeschoben. Als Spielball unheimlicher Mächte.

*

Sekundenlang verharrte Jacques regungslos auf dem kleinen Plateau. Er lauschte der Stimme, die er aus dem Raum über sich vernommen hatte.

»Komm herauf!« sagte sie. »Dies ist dein Ziel, und du wirst doch so kurz davor nicht umkehren wollen?«

Er wagte es nicht, der Stimme zu antworten. Zweimal hatte er es getan, und jedesmal war sie daraufhin verstummt. Estrelle fürchtete diese Stimme, sie war kalt und emotionslos, aber dennoch mochte er nicht auf sie verzichten. Sie war das einzige, das ihm zeigte, daß er überhaupt noch am Leben war.

Endlich hatte er sich wieder so weit gesammelt, daß er es wagen konnte, in die Hocke zu gehen. Mit den Händen stützte er sich an der Gangdecke ab und ging einen Schritt auf die Luke zu, die er kraft seiner Beine gesprengt hatte.

»Komm!« lockte die Stimme. »Es drängt dich, ich weiß! Es drängt dich wie es auch mich drängt!«

Vorsichtig schob Estrelle den Kopf durch die Luke. Bereits auf dem Plateau hatten sich seine Augen an das rötliche Licht gewöhnt. Nun strömte es von allen Seiten auf ihn ein. Er fühlte sich als Mittelpunkt einer wahren Lichterflut.

»Wo bist du, der da spricht?« fragte er vorsichtig.

»Hier bin ich!« antwortete die Stimme.

Jacques Estrelle wußte beim besten Willen nicht zu sagen, wo dieses ›hier‹ war. Er entschied sich dafür, erst mal den Raum gänzlich zu betreten. So stemmte er sich an den Seiten der Luke in die Höhe und zog das Knie nach. Es als Stütze benutzend, schob er es über den Rand und wälzte sich hinterher.

Kaum stand er, sah er direkt in Richtung des ›Hier‹.

Ein flimmerndes Lichtnetz breitete sich vor ihm aus. Es war gewoben wie das fein gesponnene Netz einer Spinne. Seine Enden verschmolzen nahtlos mit den Wänden des Raumes. Und inmitten des Netzes erkannte er… sich!

Schreckensbleich blieb Estrelle stehen. Das überdimensionierte Gesicht seiner Selbst blickte ihm entgegen. Es trug die gleichen harten Züge wie sein eigenes, Jacques erkannte die kleine Narbe über dem rechten Lid. Er hatte sie sich als Kleinkind zugezogen, als er sich mit einem Freund prügelte.

»Was… ist das?« stammelte der Meeresforscher.

Estrelle schlug beide Hände vors Gesicht und beugte den Kopf. Dann sah er wieder auf.

»Das gibt es doch nicht!« stöhnte er. »Das gibt es doch nicht!!« Dann schrie er.

»Wie du siehst, gibt es das durchaus«, hörte Jacques die Stimme des Kopfes. Er sah, wie die Worte aus seinem Mund flossen und sich die Mundwinkel in der ihm eigenen Art zynisch verzögen.

Estrelle ging zwei schnelle Schritte auf den Kopf zu.

»Wer bist du? Oder besser: was bist du?« rief er.

»Fragt man sein Spiegelbild nach seinem Namen? Erkundigst du dich bei ihm danach, warum es den Scheitel rechts trägt und nicht links wie du? Mach' mich nicht lachen, Mensch! Du bist hilflos gegen mich, und ich kann dir meine Geschichte erzählen, wann *ich* will. Und nicht, wann Du es willst! Du bist hilflos!«

Der Kopf lachte. Im Rhythmus der keckernden Laute glommen die Fäden des leuchtenden Netzes, in dessen Mittelpunkt er sich befand, heller und weniger hell auf. Er glich einer dämonischen Fackel, deren eigenes Licht sie zum Flackern bringt.

Estrelle achtete nicht auf die abwertenden Worte, die ihm das unheimliche Geschöpf entgegenschleuderte.

»Wie komme ich hierher?« fragte er. »Warst du es, der meinen Irrweg kommentierte? Natürlich warst du es!«

Stumm sah der Kopf auf Jacques Estrelle herab. In seinen Augen loderte ein wildes Feuer. Es war von solcher Kraft, daß sich Jacques ängstigte.

»Wer bist du?« fragte der Franzose von neuem.

Die Frage, wie er hierher gekommen war, verblaßte in ihm. Der Ausdruck dieser Augen zog ihn in seinen Bann.

»Das glaube ich, daß es dich interessiert. Jetzt – wo du mir Angesicht zu Angesicht gegenüberstehst. Aber jahrtausendelang haben Du und Deinesgleichen keinen Gedanken an mich verschwendet; für sie habe ich gar nicht existiert. Nun, da es einem von ihnen an den Kragen geht, erwacht ihre Neugier!«

Estrelle spürte, wie ihm ein Schauer über den Rücken rann. Seine Nackenhaare sträubten sich.

»Du sprichst«, sagte er, »als wäre die Menschheit schuld an einem Unglück, das dir widerfuhr. Aber das kann nicht sein – man weiß nichts von dir!«

»Und doch ist es so!« entgegnete der Kopf. »Das sage ich. Ich, *Mysterion!*«

*

Jacques Estrelle war von dem Geschöpf, das er vor sich sah, gleichermaßen fasziniert wie schockiert. Es stellte für ihn etwas noch nie Dagewesenes dar. Aber er spürte die Aura des Bösen, das es umgab wie ein unsichtbarer Schirm.

»Es war vor langer Zeit, daß ihr Menschen es bereits vergessen habt und nicht mal die Geschichtsbücher mehr darüber berichten. Damals existierte an diesem Ort ein Kontinent. Er war nicht so groß wie die Kontinente, die ihr Menschen heute bevölkert, aber von solchen Ausmaßen, daß mit Leichtigkeit ein ganzes Volk darauf leben und eine Kultur entwickeln konnte. Es war die Kultur der Atlanter.

Atlantis – so nannte sich auch der Kontinent – war reich an irdischen Gütern. Es verfügte über alles, was des Menschen Herz begehrte und konnte soauf jeden Krieg verzichten. Es isolierte sich völlig von der übrigen Welt. Nicht zuletzt deshalb, weil es in ihr keine Menschen gab, die es an Intelligenz mit den Atlantern aufnehmen konnten.

Seine Bewohner gaben sich den schönen Künsten hin. Sie drangen in das Wirken der Dinge ein und lebten nur für das Wissen, das sie sich schufen. In jahrhundertelanger Entwicklung wurden die Atlanter zu einem Volk der Weisen.

Dann kamen die Fremden. In ihren riesigen Schiffen landeten sie auf dem reichen Kontinent.

Sie sollten die Atlanter warnen, denn finstere Mächte aus den Tiefen des Alls bereiteten sich darauf vor, die Atlanter in den Untergang zu treiben.

Dies alles erfuhren die Atlanter. Sie dankten den Männern aus dem All und boten ihnen ihre Freundschaft an. Bald fanden sich die Fremden und die Erdenmenschen zusammen. Sie tauschten die beiderseitigen Erkenntnisse aus und bereiteten sich auf den Anschlag der Finsteren vor.

Aber er kam anders, als ihn sich die befreundeten Völker vorgestellt hatten, denn auch das Volk der Raumfahrer war kein Ausbund an Weisheit und Güte. Im Gegensatz zu den Atlantern gab es auch unter ihnen das Böse. Und einer jener, die ihm verfallen waren, sollte auch ihnen zum Verderben gereichen.

An Bord eines der Schiffe, mit denen sie nach Atlantis gekommen waren, gab es einen Magier und Zaubermeister, der mit den Dämonen im Bund stand. Nie zuvor waren seine Aktivitäten entdeckt worden, denn seine Macht war so groß, daß er über einen Teil des Bösen befahl.

Den Höhepunkt seiner Macht erreichte er, als es ihm gelang, sich mit der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my in Verbindung zu setzen. Und sie war es auch, die ihm noch vor der Landung der Schiffe befahl, eine Kontaktaufnahme seiner Rassegefährten mit den Atlantern zu

unterbinden.

Doch die Macht des Guten, die über Atlantis lag wie eine schützende Glocke, machte die Anschläge des Magiers unwirksam. Ein Kampf zwischen Gut und Böse entspann sich, von dem die Bürger Atlantis' nie etwas mitbekamen. Schließlich unterlag das Gute.

Doch inzwischen war es schon lange zu einem Kontakt zwischen den Männern aus dem All und den Bewohnern Atlantis' gekommen. Die einzige Chance des Magiers, der Rache der Dämonengöttin zu entgehen, bestand darin, diese Kontaktaufnahme zu ahnden.

Um diese Zeit etwa begann das Wirken des Zaubermeisters unter den Atlantern. Systematisch vergiftete er ihre Gesinnung. Aus einem unterirdischen Versteck heraus leitete er Anschläge, die er abwechselnd den Atlantern oder den Fremdrassigen in die Schuhe schob. Spannungen bauten sich auf.

Dann kam es zu der großen Entladung. Das Volk, das vor dem Eingreifen des Magiers keinen Haß und keine Bosheit gekannt hatte, entflammte sich daran. Es kam zu einem regelrechten Krieg zwischen den beiden befreundeten Völkern.

Der Magier schürte diesen Krieg, so gut er konnte. Abwechselnd nahm er die Gestalt eines Atlanters und eines Raumfahrers an und sorgte für Angst und Schrecken, wo es ihm möglich war. Endlich gelang ihm der große Schlag. Er tötete fast die gesamte Besatzung des Raumschiffes.

Die Auseinandersetzung zwischen den Atlantern und Fremden erreichte ungeahnte Ausmaße. Man massakrierte sich, wo man sich traf. Aber dann kam der tiefe Sturz in die Erkenntnis. Schlagartig wurde den Atlantern bewußt, was sie getan hatten. Grabesstille legte sich über den reichen Kontinent.

Man tat Buße, so gut es ging. Aber man wußte nur zu gut, daß das Vergangene nicht mehr gut zu machen war. Zu viel Schreckliches war geschehen. Nahezu alle Raumfahrer waren ausgerottet worden, und auch von dem einst so stolzen Volk der Atlanter lebte nur noch ein Zehntel. Mochte man es betrachten, wie man wollte: seine Macht war gebrochen.

Das war es, was Rha-Ta-N'my hatte erreichen wollen. Der Magier war nur ein Werkzeug gewesen, dessen sie sich bediente. Das Werkzeug hatte seine Aufgabe erfüllt, es wurde nicht mehr gebraucht.

Damit er nie über das sprechen konnte, was er gesehen, erlebt und veranlaßt hatte, verbannte sie ihren ergebenen Diener auf den Grund des Meeres. Hier war sie sicher, daß er ihr nie gefährlich werden konnte.

Dieser Diener, der Magier und Zaubermeister, war – *ich, Mysterion!*

Fünftausend lange Jahre ruhte ich im Meer und verfluchte die Dämonengöttin. Ich hoffte, daß Überlebende der großen Katastrophe

mich vor dem Bann Rha-Ta-N'mys erlösen würden. Aber ich wartete vergebens. Weder die Atlanter, noch die Menschen, die von ihnen abstammten und sich im Lauf der langen Zeit eine Hochkultur aufbauten, erretteten mich aus meiner Schmach. Ja, sie ignorierten mich einfach.

Weitere fünftausend Jahre vergingen. Nichts und niemand nahm Anteil an meinem Leid. Die Menschen lebten weiter vor sich hin und an mir vorbei. Haß stieg in mir auf. Und mit den Jahren steigerte er sich zu unglaublicher Stärke.

Das Menschliche trug die Schuld an meiner Verbannung! Die Dämonengöttin war dem Gesetz der Notwendigkeit gefolgt. Aber es fand erst aufgrund der Existenz der Menschen Anwendung…

Die Zeit verlor für mich ihre Bedeutung. Nach tausenden von Jahren wußte ich oft nicht zwischen Stunden und Tagen zu unterscheiden. Aber vor Wochen – das weiß ich genau – erschien bei mir ein Abgesandter Rha-Ta-N'mys.

In diesem Raum war es, in dem nun gerade du stehst, Estrelle. Er erschien mitten aus der Luft und sprach mich mit geisterhafter Stimme an. ›Eine Chance‹, sagte er, ›sollst du bekommen. Bring' mir den Kopf eines Mannes!‹

Wer hätte nicht ebenso wie ich gehandelt und die Chance ergriffen? Die Verbannung quälte mich, und nun sollte ich wieder eine Aufgabe erhalten. Noch zudem eine, die einen Mann, einen verhaßten Menschen, zum Opfer erkor.

Das ist der Weg meiner Existenz. Das, was ich jetzt darstelle, ist das Resultat der Einflüsse, denen ich ausgesetzt war. Aber es waren Einflüsse, die mir wohl taten und ganz meinem Sinn entsprachen. Und nun, nach so vielen Jahren der Vorbereitung, fühle ich mich reif genug, den Kampf gegen Mirakel aufzunehmen!«

*

Sie hatte sich vorgestellt, daß sie Finsternis umfangen würde, wenn sie in das Loch eindringe. Nun mußte sie erkennen, daß es eine Finsternis war, in der sie auf wunderbare Weise noch etwas zu sehen vermochte.

Die Fische waren am Eingang der Spalte zurückgeblieben.

Gebannt blickte Christine sich um.

Kurz nachdem sie in die Spalte eingedrungen war, hatte sie bereits die Wände des Loches betrachtet. Sie waren ihr uneben und narbig vorgekommen, wie man sich die Wände einer Unterwasserhöhle vorstellt. Nun zeigten sie sich anders.

Langsam waren sie immer ebenmäßiger geworden. Die Narben hatten an Glätte gewonnen, bis sie eine Fläche bildeten. Jetzt fühlte

sich Christine Olivier wie in einem von Menschenhand erschaffenen Gang. Nicht mal die Rückstände von Tang oder Muscheln waren zu sehen. Er war gesäubert von allem Unrat.

Die Französin schwebte inmitten des Ganges. Eine unbekannte Kraft hielt sie aufrecht und ließ sie jede Biegung mitmachen. Das tiefblaue Loch hinter ihr, das den Eingang kennzeichnete, war kleiner geworden. Bei der ersten Biegung war es zur Seite gewandert und hatte sich in der Gangwand verloren.

Dafür zeichnete sich aber nach fünf bis sechs Biegungen ähnlicher Art der Ausgang des Ganges ab. Direkt vor ihr, in gut zehn Metern Entfernung, erkannte sie ein schottähnliches Gebilde.

Als sie sich ihm näherte, schob es sich langsam in die Höhe.

Christine hatte vermutet, daß sich dahinter Luft befand, aber das Geschehen strafte ihre Vermutung Lügen. Es kam zu keinem Ausgleich der beiden Medien. Statt dessen trieb sie langsam durch das offene Schott, das sich hinter ihr wieder schloß.

›Menschen!‹ durchzuckte es sie. ›Das ist eindeutig von Menschenhand konstruiert! Wenn ich richtig vermute…‹

Sie vermutete richtig.

Nur wenige Sekunden, nachdem sich das Schott wieder geschlossen hatte, schob sich vor ihr ein zweites hinab. Obwohl sie die Geräusche nicht vernahm, hätte sie ein Vermögen darauf verwettet, daß nun Pumpen in Tätigkeit verfielen.

Eine Schleuse!

Der Absaugvorgang dauerte überraschend nur kurze Zeit. Während sich der Wasserspiegel langsam senkte, hatte die wundersame Kraft Christine behutsam zu Boden gelassen. Nun stand sie in der Schleusenhalle und wartete.

Als sie einen Luftzug im Nacken spürte, wirbelte sie herum. Er war kühl gewesen und noch feucht von der Nässe, aber sein Vorhandensein zeugte davon, daß ihr Irrweg noch nicht zu Ende war.

Sie hatte erwartet, hinter sich jemand zu sehen, der mit ihrer Entführung in ursächlichem Zusammenhang stand. Doch was sie sah, war nur ein weiteres gähnendes Loch, aus dem dunkle Lichtfinger nach ihr griffen.

Und doch war dies eine Öffnung ganz anderer Art!

Auf Anhieb war ihr die Künstlichkeit anzusehen, die nicht ausbleibt, wenn Menschenhand etwas erschafft. Es prangte in der Seitenwand des Ganges, in dem sie stand. Seine Ränder zeigten nicht die mindestens Unebenheiten, sondern bildeten ein kreisrundes Loch, an dessen linker Seite eine Drucktür befestigt war. Sie hatte sich soweit geöffnet, daß man bequem in die Finsternis eindringen und sich ebenso bequem wieder von ihr lösen konnte.

Doch nichts regte sich – sie stand nur offen da.

Christine Olivier zögerte.

Sollte sie der offensichtlichen Einladung Folge leisten oder nicht? Vielleicht wäre es besser, wenn man abwartete, bis jemand zu ihr kam, bevor sie sich ihrerseits auf den Weg machte?

Die Französin schüttelte stumm den Kopf.

Kurz sah sie sich in der Schleusenhalle um. Dann ging sie zur Tür.

Sie zitterte leicht, als sie die Schwelle zur Finsternis überschritt. Als sie auf der anderen Seite war, blieb sie stehen und atmete tief durch.

›Du mußt ganz ruhig bleiben, Christine‹, sagte sie sich. ›Ganz ruhig. Auch dieses Grauen wird mal ein Ende nehmen.‹

Ein donnernder Schlag unterbrach ihre Gedanken. Die junge Frau warf sich herum und starrte auf den Ort, durch den sie eben in die Dunkelheit getreten war.

Er war nicht mehr da. Die Schleusentür hatte sich geschlossen.

Im selben Augenblick blendete das Licht auf. Es kam von allen Seiten und schien sie zu seinem Mittelpunkt erwählt zu haben. Doch sie war nicht geblendet. So grell es auch war, konnte sie deutlich erkennen, wo sie sich befand.

Sie stand in einem Gang, der völlig mit Metall beschlagen war. Rechts und links von ihr setzte er sich fort. Sie konnte ihn einige dutzend Meter weit verfolgen, dann wurde ihr aufgrund seiner Krümmung die Sicht genommen.

Christine Olivier seufzte schwer.

Was sollte sie tun? Von Minute zu Minute sah sie sich anderen Situationen gegenüber, die zu bewältigen ihr schwer fielen. Sie war für keine Extreme geschaffen, und doch hatte sie mit ihnen fertig zu werden.

Sie überlegte eine Sekunde und ging dann den linken Gang entlang. Sie hatte den festen Entschluß, diesem Alptraum mit heiler Haut zu entfliehen.

Schließlich mußte dieser Gang irgendwo enden.

*

Geisterhafte Stille hatte sich über den Raum gelegt. Während in Jacques die schrecklichen Worte Mysterions nachhallten, erwartete dieser mit glühenden Augen eine Reaktion des Menschen.

»Mein Gott!« stöhnte Estrelle.

»Das ist kein Raum, in dem man das Gehör des Anderen erfleht!« donnerte Mysterion.

Estrelles Köpf flog hoch.

»Warum hast du es mir so schwer gemacht!« sagte der Franzose. »Du hast Macht genug, um mich auf leichtere Weise zu dir zu

bringen!«

»Nein«, entgegnete der Unheimliche. »Tausende von Jahren der Verbannung gehen nicht spurlos an einem vorüber. Auch an mir nicht. Jemand mußte zu mir finden, möglichst aus eigener Kraft. Mein Reich liegt versteckt, und so konnte ich dir einige Hilfe geben, aber das meiste mußtest du selber tun.«

»Du lügst!« schrie Estrelle. »Mir blieb keine andere Wahl. Ich war verloren in diesem Irrgarten, und einzig deine Stimme zeigte mir den Weg. Ohne dich hätte ich nie hierher gefunden.«

»Das war sie«, sagte der Kopf in dem Energienetz lächelnd. »Die kleine Hilfe, die ich dir bieten konnte.«

Abrupt begann Mysterion ein grausiges Gelächter. Jacques hatte solche Laute noch nie gehört. Benommen blickte er auf den Kopf.

»Warum?« murmelte er. »Was hast du mit mir vor?«

Das keckernde Lachen verhallte. Die Züge des Gesichtes, das auch Jacques' Gesicht war, klärten sich. Sie bildeten wieder ein satanisches Grinsen.

»Vor langer Zeit«, sagte Mysterion, »habe ich ein Experiment gewagt. Es war zu der Zeit, da ich alles daransetzen mußte, die Freundschaft zwischen den Atlantern und den Fremden aus dem All zu ahnden. Damals gelang dieses Experiment, und mit seiner Hilfe konnte ich die weiße Macht des Volkes brechen. Dieses Experiment will ich nun wiederholen, denn wieder gilt es, Macht zu brechen. Und zu diesem Experiment benötige ich dich.«

Jacques zuckte zusammen.

»Nein«, kam es leise über seine Lippen. »Das ist nicht ein Ernst…«

Er sah auf. Seine Wangen waren hektisch gerötet, und seine Augen flackerten wie Irrlichter.

»Neeeiiinnn!«

Übergangslos warf er sich herum und begann zu laufen. Wohin, wußte er selbst nicht. Es war ihm auch völlig gleichgültig. Nur fort von diesem Ungeheuer, das zweifellos die Macht hatte, das auch auszuführen, was es Jacques gegenüber angekündigt hatte.

»Halt!«

Der Begriff stand plötzlich in Estrelles Ich. Er begann sich zu zersetzen, wurde bröckelig und geriet in Fluß. Dann begann er sich in jeder Ecke seines Geistes abzusetzen, wo Platz dafür war.

»Ich habe dir noch gar nicht gesagt, um was für ein Experiment es sich handelt«, sagte Mysterion.

›Ich will es auch nicht wissen!‹ versuchte der Franzose zu erwidern. Er öffnete den Mund, aber kein Laut kam heraus. Das Böse hatte ihn fest im Griff.

»Es ist besser, wenn du schweigst«, sagte der Kopf. »Und bewegen wirst du dich am besten ebenfalls nicht, sonst könntest du einen

weiteren Fluchtversuch unternehmen. So lächerlich er wäre, mag ich es nicht, in meinen Ausführungen unterbrochen zu werden.«

In Estrelle wirbelte alles durcheinander. Er konnte kaum einen sinnvollen Gedanken fassen.

»Was das Experiment betrifft!« sagte Mysterion. »Ich werde dir das rauben, das dich zu dem macht, was du bist – dein Ich!«

*

Jacques Estrelle glaubte einen Augenblick, seine Gedanken setzten aus, erhielt aber das verlorene Bewußtsein sofort wieder zurück.

»Dein Ich, Estrelle! Deine Seele, deine Identität! Das, was dein ganzes Sein in sich beherbergt!«

Jacques hätte sich am liebsten die Hände an die Ohren gepreßt, als er wieder das schauerliche Lachen vernahm, das der Kopf ausstieß. Etwas Wildes, Ungebärdiges stieg in ihm auf und versuchte sich der Lähmung, die ihn befallen hatte, zu widersetzen.

Seine Waffen waren Angst – Angst und Verzweiflung!

»Du hast keine Chance gegen die Kräfte des Bösen!« lachte Mysterion. »Du bist ein armer, schwächlicher Mensch!«

Aus den Worten des Kopfes sprach der jahrtausendelange Haß auf alles Menschliche. Und dieser Haß brandete gegen die Verzweiflung, der Estrelle ausgesetzt war.

Mysterion ahnte nicht, daß er selber den Franzosen in die Lage versetzte, sich von der Lähmung zu befreien. Auch Estrelle ahnte es nicht, aber für ihn zählten nur die Tatsachen. Und eine Tatsache war, daß er sich plötzlich befreit fühlte.

Ohne sich länger zu besinnen, nahm er die Flucht auf, lief kreuz und quer durch den Raum, und schlug Haken, als stünde hinter ihm ein Mann, das Gewehr im Anschlag. Doch das stimmte nicht.

Hinter ihm war etwas viel Schrecklicheres. Ein Kopf, der im Mittelpunkt eines Netzes aus Licht saß und von dort aus seine Fäden zog wie eine Spinne.

»Du versuchst zu fliehen?«

Es war mehr Feststellung als Frage.

Mit gelangweiltem Gesichtsausdruck beobachtete Mysterion, wie sich aus seinem Netz ein Lichtstrahl löste und dem Fliehenden nacheilte.

Estrelle hatte inzwischen die jenseitige Wand des Raumes erreicht. Dem Raum gleich, in dem er erwacht war, waren auch hier die Wände mit Technik aller Art ausstaffiert. Aber Schalter oder Hebel gab es nicht. Bildschirme und Rechenpulte waren zu sehen und unzählige Datenspeicher, die bedient werden wollten. Doch Mysterion machte es mittels seines Geistes. Das war Jacques' Unglück.

Estrelle befand sich in einem Zustand, in dem er wahllos Hebel und Schalter an den Wänden betätigt hätte. Nichts, so schien es ihm, könnte schlimmer werden als das, was sein Gegner mit ihm vorhatte. Nicht nur, daß er ihm bereits das Gesicht genommen hatte, nun wollte er auch noch seinen Geist!

Hemmungslos begann er gegen die Wand zu trommeln. Er machte sich nicht mehr die Mühe, nach einer Ritze oder einem Spalt zu suchen, der vielleicht ebenso wie in dem anderen Raum eine Geheimtür barg, durch die er entfliehen konnte. Schmerzhaft hatte sich in Estrelles Gedanken das Bewußtsein eingefressen, daß er der Macht Mysterions nicht gewachsen war.

In dem Augenblick, da ihn der Lichtfinger aus dem Energienetz erreichte, leuchtete der Körper des Meeresforschers auf wie eine überdimensionale Fackel. Estrelle erstarrte mitten in der Bewegung.

Erst als das Leuchten langsam nachließ, kam wieder Leben in den Körper. Aber etwas hatte sich gewandelt.

Jacques war ergeben geworden!

»Keiner entgeht der Macht Mysterions!« hallte es durch den Raum. »Keiner!«

*

Christine war der Verzweiflung nahe, als sich ihr eine riesige Wand näherte.

Schreiend wollte sie sich vor dem Ungetüm in Sicherheit bringen, doch ein Durchkommen war nicht möglich, da die Wand hermetisch den Raum zwischen den beiden Gangseiten ausfüllte.

Die Französin lief, so schnell sie ihre Beine trugen, aber das Hindernis war schneller. Es erfaßte sie und schob sie vor sich her.

Die junge Frau fiel in Ohnmacht.

Als sie wieder erwachte, befand sie sich auf einer Ebene, die der des Ganges, durch den sie geeilt war, zum Verwechseln ähnlich schien. Der einzige Unterschied:

Nicht sie, sondern der Gang befand sich in Bewegung!

Dann kam die Hitze.

Übergangslos war sie da, und mit Schrecken mußte Christine feststellen, daß sie einem tiefen Schlund entstammte, der das Transportband beendete.

Schweiß strömte über ihr Gesicht und verwandelte ihre Frisur in ein tangähnliches Gewirr von Haaren. Die Angst saß ihr wie ein Dämon im Nacken.

›Aus! Es ist aus!‹ dachte sie immer wieder.

Schaudernd erinnerte sie sich an die Stimme, die auf ihrem Weg hierher mehrmals ertönt war. Es war eine tiefe, gefühllose Stimme, die

Christine angst und bange machte.

»Ich will nicht sterben!« schrie sie. »Melde dich, der du mich immer verspottest! Geht deine Verachtung soweit, daß du mich dem Tod überläßt?«

Ihr unsichtbarer Gesprächspartner verzichtete auf eine Antwort. Christine Olivier konnte nicht wissen, daß er gerade anderweitig beschäftigt war. Und selbst wenn er sie vernommen hätte, wäre nicht sicher gewesen, ob er sie seiner Aufmerksamkeit für wert befunden hätte.

»Antworte mir!« schrie Christine.

Sie hatte die Hände in ihren Haaren verborgen. Mit geschlossenen Augen hielt sie sie dort zu Fäusten geballt.

Mit angewinkelten Beinen stand sie auf dem Band und ließ sich auf den brodelnden Höllenschlund zutragen. Fieberhaft versuchte sie eine Möglichkeit zu finden, wie sie ihrem Ende entging.

»Jacques!« rief sie in ihrer Ohnmacht. »Bitte hilf mir!«

Ihre Rufe gingen in ein klägliches Wimmern über…

*

Estrelle fühlte sich wie in einem Traum.

»Ihr Menschen seid, gemessen an der kosmischen Evolution, unterentwickelte Wesen. Ihr seid nicht mal in der Lage, jene Dinge unter Kontrolle zu halten, die eure größten Geister ersinnen. Technisch gesehen seid ihr durchaus fähig, im Verlauf des nächsten Jahrhunderts die Sterne zu erobern, aber das euch eigene Sinnen und Trachten nach mehr Macht wird das nicht zulassen. Es ist eine Unreife in euch, die euch zu Waffen greifen läßt, die ganze Kontinente zerstören können. Würdet ihr es in vollem Bewußtsein der Dinge tun, so wäre daran nichts auszusetzen. Im Gegenteil würde man euch im Bund der Schwarzen willkommen heißen. Aber ihr tut es wie unmündige Kinder – unwissend. Und die Menschen, deren Geist reif genug ist, gilt es zu bekämpfen. Sie sind es, die sich nicht nur gegen die Unvernunft ihrer Landsleute stellten, sondern auch zu Gegnern Rha-Ta-N'mys und ihrer Dämonenhorde werden. An ihrer Spitze befinden sich Menschen wie Björn Hellmark und Larry Brent – und Frank Morell, den zu vernichten mir die Dämonengöttin aufgetragen hat!«

Estrelle fragte sich, was dies für Personen sein mochten, die sich nicht unter der Gewalt der dunklen Mächte zu beugen hatten.

»Es ist an der Zeit!« hörte er wieder die Stimme Mysterions. Er war froh darüber, das Gesicht des Wesens nicht mehr deutlich erkennen zu können. Es traf ihn jedesmal wie ein Schlag, wenn er in sein eigenes sah.

Wie von Geisterhand bewegt, flammten Schirme auf. Zahlenkolonnen passierten auf ihnen Revue, die die optische Wiedergabe der Speicher von benachbarten Rechengehirnen darstellten. Die technische Einrichtung des Raumes, über den Mysterion uneingeschränkter Herrscher war, erwachte zu gespenstischem Leben.

»Diese Räume«, fuhr der Kopf fort, »die du hier zum Teil bereits kennengelernt hast, besitzen enorme Ausmaße. Die Kuppeln, die du von deiner Jacht aus erkennen konntest und für schärenähnliche Felsen hieltest, sind die überirdischen Bruchstücke der Station. Ein großer Teil von ihr befindet sich unterhalb des Meeresspiegels. Die Station ist sowohl unter- als auch überirdisch betretbar. Es führen Gänge von ihr bis zu den fünf anderen Kuppeln, die in lockerer Anordnung um diese zentralgelegene verteilt sind. Sie sind zwar kleiner, aber besitzen jede für sich autarke Kraft- und Energiestationen. Es sind Stationen der Außerirdischen, die die Atlanter vor dem Verderben hatten bewahren wollen.«

Jacques Estrelle stand erstarrt vor der Wand. Hinter ihm blitzten und flackerten die Lampen der Apparaturen auf, die Mysterion eingeschaltet hatte. Seine Worte vernahm er wie durch dicke Watte. Und trotzdem wurde ihm auf wundersame Weise ihre Bedeutung klar.

Es waren Ausmaße, die das gesamte Weltbild des Menschen auf den Kopf stellen konnten.

»Das dort« – Mysterion blickte neben die erstarrte Gestalt Estrelles – »ist einer der zahlreichen Gehilfen, die mir die Fremden aus den Tiefen des Alls in dieser Station überlassen haben. Wie ich über Kräfte verfüge, die es mir erlauben, mit der Göttin über alle Dämonen zu konferieren, habe ich das Wissen, das Leben in dieser uralten Station zu erhalten. Das künstliche Leben!«

Aus den Augenwinkeln sah Jacques, wie sich ihm mit abgehackten Bewegungen jemand näherte. Langsam schob er sich von der Seite in sein Blickfeld.

Der Franzose glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Unruhig begann er zu zwinkern. Er wollte die ungeheuerliche Ansicht, die sich ihm bot, schon seinem schlechten Sehvermögen zuschreiben. Doch als sich auch nach einiger Zeit das Aussehen der absonderlichen Gestalt nicht änderte, war er gezwungen, sie als das hinzunehmen, was sie war.

Als sein Spiegelbild…

Estrelle wurde nicht gewahr, wie sich die straffe Lähmung, die ihn im Griff hatte, verminderte. In diesem Moment dachte er nicht an Mysterion, jenen schrecklichen Kopf, der wie eine Spinne in ihrem Netz hockte und sich an den Qualen seines Opfers weidete. Obwohl…

In gewisser Hinsicht gedachte er auch des Kopfes, denn dieser trug

sein Gesicht, während die Gestalt vor ihm sein ganzes Aussehen innehatte.

Hatte sich denn alles gegen ihn verschworen?

»Wa…«, stotterte Estrelle. Die Lähmung des Kehlkopfes war noch nicht gänzlich von ihm gewichen, so daß ihm das Sprechen Schwierigkeiten bereitete. »Warum… ich?«

Mysterions Kopf zeigte wieder das wohlbekannte zynische Grinsen, das alle Bosheit dieser Welt in sich zu tragen schien.

»Du bist der Erste seit zehntausend Jahren, der zu mir gefunden hat. Dir soll dafür gelohnt werden. So wirst du auch der Erste sein, der meiner Seelenfalle zum Opfer fällt.«

Jacques' Lippen formten Worte, die nicht zu hören waren. Die Stimme versagte ihm.

»Dieser Roboter dort« – er wies auf seinen Doppelgänger – »wird deinen Geist in sich aufnehmen. Während dein Körper in diesen Räumen verwahrt bleiben wird, wirst du diesen künstlichen Leib an die Oberfläche führen und die Aufgabe, die ich dir gebe, erfüllen!«

»Nie!« schrie Estrelle. »Niemals!«

Der Kopf verfiel in höllisches Gelächter.

*

Als Jacques Estrelle wieder zu sich kam, fühlte er sich völlig verändert. Sämtliche Spannung war von ihm abgefallen. Er war so ruhig, wie schon lange nicht mehr.

Vorsichtig tasteten seine Finger über das Laken der Liege, auf der er lag. Rechts neben sich erblickte er den Ausläufer eines metallenen Arms, an dem ein Meßgerät hing. Leises Fiepen war in regelmäßigen Abständen zu hören.

Estrelle machte sich keine Gedanken darüber, was es mit diesem Gerät auf sich hatte. Er wußte nicht, daß es sich um ein Kontrollgerät handelte, das die perfekte Symbiose zwischen Geist und Kunstkörper überwachen sollte. Es interessierte ihn auch nicht.

»Du bist erwacht«, stellte eine Stimme fest. Es war Mysterions dröhnender Baß.

»Ja, ich bin erwacht!«

Estrelle fühlte sich als völlig anderer Mensch. Mit sicheren Bewegungen richtete er sich auf und schwang die Beine über die Kante der Liege.

»Dir ist bekannt, was mit dir geschehen ist.«

»Ja.«

Der Roboter hätte nicht zu sagen vermocht, woher die Stimme seines Herrn stammte. Er befand sich in einem abgeschlossenen Raum, den man bis zum Bersten mit elektronischen Geräten vollgestopft

hatte. Es waren keine von der Art, wie sie Estrelle in dem Raum kennengelernt hatte, in dem er auf Mysterion getroffen war. Sie waren viel genauer und stellten in erster Linie Geräte für die Justierung von Feinelektronik dar.

Estrelle ging die zwei Schritte auf das kleine Schott zu, das den einzigen Ausgang des Raumes darstellte. Die Art seines Gehens hatte sich gewandelt.

Als Jacques das erste Mal dem Kunstwesen begegnet war, war ihm aufgefallen, daß es unter Bewegungsstörungen litt. Sein Rhythmus war abgehackt gewesen und hatte es Estrelle leicht gemacht, das Wesen als einen Roboter abzutun. Obgleich es vollkommen das Aussehen eines Menschen hatte.

Nun, nachdem er selbst die geistlose Hülle des Roboters mit seiner Seele ausfüllte, war sein Gehen fließend und ohne Unterbrechungen. Sein synthetischer Körper hatte sogar das Charakteristische seiner Bewegungen angenommen und war so zum einzigen, zum echten Jacques Estrelle geworden.

An die Tatsache, daß sein fleischlicher Körper unbeseelt in einer Kammer lag, verschwendete er keinen Gedanken. Mit der Transferierung seines Geistes war eine Wandlung eingetreten, die seine Charaktereigenschaften ins genaue Gegenteil verkehrten.

Vor ihm schob sich das Schott in die Höhe. Er sah in den Raum, den er bereits zuvor kennengelernt hatte.

»Tritt näher, Estrelle!« sagte Mysterion.

Der riesige Kopf inmitten des Energienetzes lächelte siegesbewußt. Jahrtausendelang hatte er auf diesen Augenblick gewartet. Endlich war er da.

»Ich bin dein Sklave, Herr«, sagte der Roboter.

Mysterion nickte. Eine Erschütterung ging durch das Netz, die die hellen Fäden zu auf- und niederschlagenden Tauen machte.

»Sieh dort hinten!« befahl der Kopf.

»Was erkennst du da?«

»Ich sehe eine Wand, die angefüllt ist mit Bildschirmen. Sie alle zeigen ein Bild, jedoch in verschiedener Größe und aus unterschiedlicher Perspektive. Eine Frau ist auf ihnen zu erkennen. Sie ist verzweifelt. Sie befindet sich in dem Gang, durch den das Transportband verläuft. Es hat sein Ende kurz vor einem tiefen Schlund, aus dem große Hitze quillt. Nun trennen sie nur noch wenige Dutzend Meter davon, in den Schlund zu fallen. Sie rauft sich vor Angst die Haare und scheint zu schreien.«

»Wer ist diese Frau?« fragte Mysterion. »Kennst du sie?«

»Ich kenne sie«, sagte Estrelle-Roboter. »Es ist die Frau, die mich auf meiner Expedition begleitet hat. Sie heißt Christine Olivier und liebt mich.«

»Was geschieht weiter?« wollte der Kopf wissen.

Das Kunstwesen mit der Seele eines Menschen fuhr in seinen Beschreibungen fort.

»Es gibt keinen Ausweg mehr für sie. Sie könnte sich retten, indem sie sich auf das Plateau hinaufzuziehen versucht, das sich über dem Torbogen befindet, der das Ende des Ganges anzeigt. Aber er ist schwer zu erkennen, und sie findet ihn nicht. Die Hitze, der die Frau ausgesetzt ist, wird immer größer. Sie hat den Ort passiert, an dem sie sich noch hätte retten können. Jetzt ist sie verloren. Die Rötung ihrer Haut nimmt zu, und Blasen beginnen sich aufzuwerfen. Ihr Gesicht wirkt aufgedunsen. Sie ist auf die Knie gesunken. Ihre Schreie haben sich in leises Wimmern verwandelt. Sie hat den Kopf gesenkt, so daß das strähnige Haar über ihn fällt. Nur noch zwei Meter trennen sie von dem kochenden Schlund. Sie bewegt sich auf dem Transportband schnell darauf zu. Nur noch ein Meter fünfzig Zentimeter… Dann kippt sie vornüber. Ich sehe, wie sich ihr Mund zu einem letzten Schrei öffnet. Dann verschwindet sie in der Tiefe.«

Befriedigt registrierte Mysterion, wie unbeteiligt Estrelle – oder das, was früher mal Estrelle gewesen war – den Tod seiner Freundin beschrieb. Das war der Beweis gewesen. Er konnte sich seiner völlig sicher sein.

Plötzlich begann Mysterion zu lachen. Es war ein lautes, höllisches Gelächter, das in dem kleinen Raum von den Wänden widerhallte und auf Jacques eindrang.

»Weißt du, wie deine Freundin gestorben ist?« grölte der Kopf mit dem Gesicht des Franzosen. Er wartete gar nicht erst die Antwort seines Jüngers ab.

»Wie ein Stück Dreck – wie Abfall!« sagte er gehässig. »Auch du befandest dich in dieser Situation. Aber dich beschloß ich zu retten, weil ich dich brauche. Doch auch du hättest in der Gefahr umkommen können, und nie hättest du erfahren, wie niedrig du gestorben wärst.«

Der Estrelle-Roboter sah ihn aus unverständlichen Augen an. Er begriff nicht, was sein Meister damit ausdrücken wollte.

»Der Gang, in den du nach deinem ›Ausbruch‹ aus dem Raum, in dem du erwachtest, eingedrungen warst. Derselbe Gang, in den auch deine Freundin geriet. Ich habe sie reinigen lassen. Das Hindernis, die riesige Wand, die euch solches Kopfzerbrechen bereitete – war nichts weiter als ein überdimensionaler Putzlappen, der den Unrat, der sich im Gang angesammelt hatte, vor sich hertrieb. Erinnerst du dich daran, daß es unten und nach den Seiten hermetisch abgeschlossen war? Damit ihm kein Schmutz entging! Und weißt du, was es ist, in dem deine Freundin eben ihr Ende gefunden hat? Das vermeintliche Transportband ist nicht mehr als ein Förderband, auf das der gesamte Unrat verladen wird, um anschließend verbrannt zu werden. Sie starb

in einer Riesenmülltonne!«

Abermals brandete Mysterions furchtbares Gelächter auf.

*

»Meine Güte!« sagte Petra Veiten. »Nun habe ich die zwei Kilo, die ich abgenommen hatte, heute schon wieder angesetzt. Das muß am vergangenen Wochenende liegen. Da habe ich Besuch bekommen und…«

Frank Morell schmunzelte.

»Gib dir keine Mühe, Mädchen! Deine 55 Kilo findest du nie. Du bist einfach nicht der Typ für so wenig Speck auf den Rippen. Stämmig, wie du gebaut bist!«

Petra sah ihn aus glühenden Augen an.

»Ich danke Ihnen für den guten Rat, Herr Morell«, wurde sie giftig. »Ich weiß sehr wohl, daß ich über üppige Formen verfüge. Da braucht der Herr mich nicht mehr drauf hinzuweisen! Diese Üppigkeit will ich herunterbekommen, und daran ist nicht zu rütteln. Idealgewicht ist Idealgewicht!«

Morells Schmunzeln verwandelte sich in unverschämtes Grinsen.

»Ich hoffe nur«, sagte er, »daß du die Abnahme deiner Üppigkeit nicht auf alle Stellen des interessanten Körpers beziehst, über den du verfügst.«

Ein anzüglicher Blick traf die wohlgeformten Proportionen ihrer Figur.

»Hey!« sagte Hans Bogner und stieß die neben ihm sitzende Alexandra Becker an. »Frank ist heute aber wieder sehr aktiv.« Auch er grinste.

Während er Alexandra anlachte, zeigten sich auf Petras Stirn die ersten Zornfalten. Vorsichtshalber zog sich Frank einige Schritte in Richtung seines Tisches zurück und legte im Scherz abwehrend die Arme vors Gesicht.

Doch Petra sprang ihn nicht an. Sie stieg von der Waage herunter, klemmte sie sich unter den Arm und ging zu ihrem Platz. Ohne Frank noch eines Blickes zu würdigen, stellte sie sie dort zur Seite und begann mit der Arbeit.

Hans Bogner lachte leise. Dann erhob er sich und ging zu Frank, der inzwischen auf der Kante seines Arbeitstisches Platz genommen hatte. Er hielt einen Konstruktionsplan in der Hand, den er interessiert musterte. Etwas schien daran nicht zu stimmen.

»Was hältst du von den Vorkommnissen?« fragte er seinen Kollegen.

Frank Morell sah auf. Es schien eine Weile zu dauern, bis er verstand, worauf Hans Bogner anspielte. In Wirklichkeit ging ihm

dieses Problem schon seit Tagen durch den Kopf.

»Du meinst diesen Berserker, der seit gestern amoklaufend durch die Stadt rennt?«

Bogner nickte.

»Den meine ich. Ich frage mich, was das für ein Mensch sein mag. Was treibt jemand dazu, sinnlos zu morden? Jeder, der seinen Weg kreuzt, ist ja in Gefahr, getötet zu werden!«

Morell zuckte die Schultern. Dasselbe fragte auch er sich. Was vermochte den Geist eines Menschen derart zu verwirren? Aber im Gegensatz zu Hans Bogner fielen Frank viele Möglichkeiten ein. Zu viele, um eine als Erklärung akzeptieren zu können.

»Du beschäftigst dich doch mit solchen Dingen, Frank!« fuhr Hans Bogner fort. »Was meinst du?«

Frank Morell drehte sich um.

»Du irrst dich, Hans«, sagte er. »Ich beschäftige mich mit Okkultismus und artverwandter Thematik. Das bedeutet nicht, daß ich zum Psychologen befähigt bin. Die Mystik ist ein Gebiet für sich, und obgleich auch in der heutigen Zeit oft aktuelle Aspekte in sie mit eingebracht werden, die psychologische Effekte nicht unberücksichtigt lassen können, hat sie nicht viel mit der Psychoanalyse gemein. Aber es ist schon sonderbar…«

Ein unheimlicher Gedanke wuchs in Frank Morell. Was, wenn der Amokläufer doch etwas mit der Mystik zu tun hatte? Wenn er vielleicht mit den finsteren Mächten im Bund war?

»Hört mal her!« vernahmen Morell und Bogner die Stimme von Alexandra Becker. Sie hatte sich hinter den beiden postiert und hielt eine Zeitung in Händen.

»Der Wahnsinnige hat schon wieder zwei Morde auf dem Gewissen. Heute morgen gegen sechs Uhr hat er zwei Männer überfallen. Sie kamen aus einer Seitenstraße und wollten an ihm vorüber. Plötzlich zückte der Verrückte ein Messer und stach einen der beiden nieder. Den anderen schlug er, bis er mit zerschmetterten Gliedern und einem Schädelbasisbruch am Boden lag. Auf dem Weg zur Klinik starb auch er. Die Polizei ist nahezu machtlos. Niemand weiß, wo der Berserker im nächsten Augenblick auftauchen wird. Allerdings verfolgt sie momentan eine heiße Spur, die erfolgversprechend zu sein scheint. Möglicherweise wird der Amokläufer bald im Gewahrsam der Polizei sein.«

*

Jacques Estrelle stand inmitten des Stromes von Menschen, die sich über die Straßenkreuzung schoben. Er wurde zurückgedrängt und angerempelt, und so mancher harte Schritt traf ihn in die Fersen.

Der Roboter sah sich aus glühenden Augen um. Wohin er sah, erblickte er nichts als Menschen.

Der Boom hatte soeben eingesetzt. Eine Sirene hatte ihr Geheul beendet, als die ersten Menschen ihre Arbeitsstellen verließen. Die vordersten Ausläufer erreichten ihn, bevor ihm recht zu Bewußtsein kam, was überhaupt geschah. Die Brandung hatte ihn erfaßt und mitgerissen. Sie ließ ihn nicht mehr los.

Estrelle seinerseits begann zu rempeln. Er benutzte Arm und Ellenbogen und versuchte sich einen Weg durch die Menschenmenge zu bahnen.

»Passen Sie doch auf!«

»Können Sie nicht schauen, wo sie hingehen?«

»Seien Sie doch vorsichtiger!«

»Ja, die jungen Menschen von heute.«

Estrelle war umgeben von anonymen Stimmen, die ihm seine Rücksichtslosigkeit vorhielten. Den Trägern dieser Stimmen wurde gar nicht bewußt, daß sie selbst sich nicht anders verhielten. Langsam begann es Estrelle Freude zu bereiten, sich mit Gewalt einen Weg freizuboxen. Er wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Er ging einfach drauflos.

»Nehmen Sie doch etwas Rücksicht!« sagte ein älterer Mann. Estrelle war von hinten an ihn herangetreten und hatte ihn zum Stolpern gebracht. Stumm schlug er ihm nun die Faust in die Lendengegend.

»…«

Mit schmerzverzerrtem Gesicht hielt sich der Fremde die Seite. Er hatte die Augen weit aufgerissen und japste nach Luft.

Estrelle schritt an ihm vorbei. Die Personen, die vor ihm standen, schob er mit einer entschlossenen Bewegung zur Seite.

»He!« hörte er hinter sich eine Stimme. »Bleiben Sie stehen! Was haben Sie mit dem Herrn gemacht?«

Ohne sich um die Worte zu kümmern, ging der Roboter weiter. Er hörte hinter sich die Rufe des Mannes, der verzweifelt versuchte, die Meute auf Estrelle aufmerksam zu machen. Doch bald gingen die Laute im Lärm der Menschen unter.

Weiter bewegte sich Estrelle-Roboter durch die zähe Masse. Sie ließ sich nur widerwillig von ihm teilen und floß nach seinem Durchschreiten jedesmal wieder hinter ihm zusammen.

Er rempelte eine alte Frau und drängte sie voller Freude gegen einen Jugendlichen, der – eine Zeitung in der Hand – gegen eine Laterne gestützt stand.

»Mein Herr, seien Sie doch freundlicher zu der Dame!«

Er nahm die Zeitung in eine Hand und richtete die Frau wieder auf. Estrelle drehte sich um und sah zu dem ungleichen Paar hinüber.

»Entschuldigen Sie sich bei der Frau!« forderte der Jugendliche. »Sofort!«

Der Roboter drehte sich um und wollte wieder im Strom der Menschen untergehen, als ihn die Hand des Jungen zurückhielt.

»Nimm die Hand von meiner Schulter!« zischte Estrelle.

»Erst entschuldigen Sie sich bei der Dame!«

Als ihm der Roboter in die Augen sah, begann die Entschlossenheit des Jungen zu weichen. Ein unheimlicher Ausdruck lag in seinem Blick, der nicht nur von dem Glühen ausgehen konnte, das in ihm war. Dennoch hielt er seine Hand fest um Estrelles Schulter gekrallt.

Der Roboter schlug zu!

Mit einem Mal kam wieder der Schwall von Haß in ihm auf, der ihn zuvor schon durch die Straßen stürmen ließ. Es war ein Haß von so elementarer Gewalt, daß er sich wie ein Filter vor Estrelles Gedanken schob und ihn wie im Traum handeln ließ. Es war, als leite ihn ein fremder Geist. Und so war es auch: Der Geist Mysterions!

Dem Jungen blieb nicht mal mehr die Zeit aufzuseufzen. Die Hände vor das Gesicht gerissen, ging er zu Boden.

Neben ihnen verfiel die Frau in Schrilles Kreischen.

Die Köpfe der Passanten rings um sie wurden herumgeworfen. Soweit die Neugier sie nicht bereits in Estrelles und des Jugendlichen Nähe gehalten hatten, blieben sie stehen und betrachteten unverständig die Szene.

Estrelle-Roboter sah auf den Körper des Jungen herunter. Teilnahmslos registrierte er, wie sich eine Lache Blut um seinen Kopf bildete. Der Junge wälzte sich stöhnend hin und her und hielt die Hände fest gegen sein Gesicht gepreßt, wo ihn Estrelles mördersicher Schlag getroffen hatte.

Mit seiner Reaktion war die Wut in Estrelle noch nicht verraucht. Aus brennenden Augen stierte er in die Gegend. Wohin seine Blicke trafen, zogen sich die Leute zurück, um nicht zum Opfer seines Hasses zu werden. Einige verließen eilends den Schauplatz des Geschehens.

»Haben Sie das getan, junger Mann?« fragte einer der Umherstehenden. Nach einem schnellen Blick in die Runde, trat er auf Estrelle zu und hob drohend seinen Regenschirm.

»Wie können Sie es wagen, ihn auf offener Straße halbtot zu schlagen? Sind Sie noch recht bei Sinnen?« Er bückte sich neben den Jungen und hob dessen Oberkörper.

»Ich werde der Polizei Meldung machen! Sie sind ja wahnsinnig!«

Er hatte sich wieder erhoben und war mit mitleidsvollem Blick auf den am Boden liegenden Körper auf den Roboter zugetreten.

»Wie heißen Sie eigentlich?«

»Laß ihn, Georg!« ertönte plötzlich eine Stimme aus dem Kreis der Zuschauer. Sie gehörte einer Frau. »Laß ihn! Er ist imstande und

schlägt auch dich.«

»Nein!« sagte der Mann. Er richtete dabei den Blick unverwandt auf Estrelle. »Das wird er nicht tun, das wird er nicht wagen!«

Er gewahrte nicht das zunehmende Funkeln in den Augen des Roboters. Als ihm die Furcht, die sich langsam in ihn schlich, bewußt wurde, war es zu spät.

Mit einem Aufschrei flog Estrelle-Roboter auf den Mann zu. Er riß ihn mit sich zu Boden und legte die Hände wie Schraubstöcke um seinen Hals. Im selben Moment begann Georg zu röcheln.

»So helft ihm doch, helft ihm!« schrie die Frau aus dem Publikum.

Ihr Gezeter und das plötzliche Bewußtsein, sich in der Überzahl zu befinden, waren das auslösende Moment für die Menge der Zuschauer. Einige schüttelten die Lähmung ab, die sie beim Anblick dessen erfaßt hatte, was sich vollzog und warfen sich nach vorn.

»Georg! Georg!« schrie die Frau.

Sie hing oben auf einer Traube aus Menschenleibern, die sich um die Körper der beiden Kämpfenden gebildet hatte. Verzweifelt versuchte sie sie beiseite zu schieben und zu ihrem Mann durchzukommen. Doch der vereinten Kraft der Männer war sie nicht gewachsen.

Ein ums andere Mal wurde sie zur Seite geschoben.

Schrille Pfiffe gellten durch die Straßen. Es waren Trillerpfeifen, wie sie auch heute noch gern benutzt wurden. Endlich waren die Helfer auf sie aufmerksam geworden.

»Hilfe!« kreischte die Frau verzweifelt.

Aus dem Rand der Menschentraube streckten sich langsam zwei Arme. Es fiel ihnen nicht sonderlich schwer, gegen die Kraft derjenigen anzukommen, die auf ihnen lagen, und doch wurde sichtbar, daß es nicht ohne Mühen abging.

Die Hände an den Armen ballten sich zu Fäusten, und in dem Moment, da sich die Polizei durch die Zuschauermenge gedrängt hatte, kam es zu der gewaltigen Kraftentladung.

Die Menschen, die sich zur Rettung des tapferen Mannes auf die Körper der beiden Kämpfenden geworfen hatten, wurden beiseite geweht wie von einem Orkan. Rechts und links neben Estrelle fielen sie zu Boden. Die hysterisch kreischende Frau rannte zu dem verkrümmt liegenden Mann und nahm seinen Kopf.

»Georg! Oh, Georg, warum mußtest du dich hier einmischen. – Warum nur!«

Während ihre Tränen das Gesicht des Mannes benetzten, warf sich der Roboter den Polizisten entgegen. Sie hatten die herrschende Situation noch nicht ganz begriffen, da schleuderte Estrelle sie bereits zur Seite und bahnte sich mit wütenden Schlägen einen Weg durch die Menge der Gaffer.

»Er ist tot! Er ist tot! Er…« Das lauthalse Schreien der Frau verlor sich in Wimmern, das leiser wurde, je weiter sich Estrelle vom Ort seiner Tat entfernte.

Wild blickte er sich um.

Der Roboter begann zu laufen.

Menschen, dachte er, verabscheuungswürdige Menschen…

Mysterions Haß, in Jahrtausenden zehrender Einsamkeit genährt, war der seine geworden.

»Halt, stehen bleiben!« ertönte hinter ihm eine Stimme. »Stehen bleiben oder wir schießen!«

Jacques Estrelle rannte weiter.

Endlich schienen die Polizisten das Geschehen erfaßt zu haben. Einer von ihnen blieb bei den beiden Opfern zurück, um für ihre augenblickliche Erstversorgung und den darauf folgenden Transport in ein Krankenhaus zu sorgen, die anderen rannten hinter dem Roboter her.

Immer wieder riefen sie ihre Drohungen in die Luft. Etwas sagte Estrelle, daß sie es nicht wagen würden zu schießen, da sich die Verfolgungsjagd inmitten einer belebten Straße vollzog. Aber auch, wenn er sich darüber nicht im klaren gewesen wäre, hätte er in seinem Lauf nicht innegehalten.

Die Jagd ging über Kreuzungen, verschiedene Straßen und Autos hinweg. Rote Ampeln wurden übersprungen und all jene, die den Flüchtenden oder die Polizei behinderten, zur Seite gestoßen. So passierten die Verfolger manche schmerzgekrümmte Gestalt auf ihrem Weg.

»Dort! Dort entlang ist er gelaufen!«

Der Polizei blieb keine Zeit, sich zu bedanken. Sie schwenkte in die Seitengasse ein. Im gleichen Augenblick tauchte vor ihnen wieder, der Flüchtende auf. Doch für einen Moment nur. Gleich darauf war er um eine weitere Ecke und entzog sich ihren Blicken.

Estrelle sah sich nicht um. Er rannte einfach drauflos. Er nahm keine Notiz von den Menschen, die er zur Seite rempelte und umlief. Ihm kam es jetzt darauf an, der Polizei wieder zu entkommen, um seinen ureigenen Auftrag erledigen zu können.

»Wo ist er?«

Keuchend drehte sich Ghosters auf der Stelle. Der Polizist hatte eine weitere Abzweigung erreicht und den Amokläufer urplötzlich aus den Augen verloren. Mit fliehendem Blick versuchte er die Menschenmenge in beiden Richtungen zu durchdringen, um vielleicht noch ein Zeichen zu entdecken, das ihm die Entscheidung erleichterte.

»Wo… wo ist er hin…?« fragte ihn einer der Polizisten, die mit dem Tempo ihres Kollegen nicht mitgekommen waren. Langsam begannen sie sich wieder zu sammeln. Mit keuchenden Lungen

standen sie auf der Abzweigung und blickten nach links und rechts.

Die Köpfe Ghosters und seiner Kollegen flogen herum. Der Schrei der Frau war von links gekommen.

Augenblicklich verfielen sie wieder in einen schnelleren Lauf. Sie waren kaum fünfzehn Meter gerannt, da kamen sie auf eine Querstraße. Es war eine große Geschäftsstraße, die nur von renommierten Firmen gesäumt wurde. In den unteren Etagen befanden sich die Verkaufsläden, in den oberen die Büroräume.

Sie brauchten nicht lange zu überlegen. Sie wußten die Richtung, aus der der gellende Schrei gedrungen war, und schwenkten ein weiteres Mal links ein. Nun sahen sie auch die Menschenmenge, die sich auf dem Bürgersteig versammelt hatte. Von dorther war der Schrei gekommen.

Schweiß setzte sich auf die Stirn der Freunde und Helfer. Sollte sich wieder etwas Ähnliches ereignet haben wie eben?

»Machen Sie Platz! Lassen Sie uns bitte durch!«

Die Polizisten hatten es schwer, den Kreis der Zuschauer zu durchbrechen. Es war erstaunlich, wie schnell sich so ein Ring formierte.

Als ihre Blicke auf die Gestalt trafen, die vor ihren Füßen auf dem Boden lag, atmeten sie tief durch. Vor ihnen lag – Estrelle, der Mann, den sie verfolgt hatten…

Ghosters war der erste, dessen klare Überlegung wieder einsetzte.

»Markward«, sagte er zu einem Kollegen. »Sie gehen in das nächste Geschäft und rufen zwei Fahrzeuge herbei, einen Streifen- und einen Krankenwagen. Wir kümmern uns inzwischen um unseren Freund.«

Markward bestätigte und machte sich auf den Weg, die Anordnung auszuführen. Er schlüpfte durch die Menschenmenge, die sich angesammelt hatte, und verschwand in einem Geschäft.

Ghosters ging in die Hocke. Vorsichtig ergriff er die Schulter des Mannes, den sie verfolgt hatten, und drehte ihn zu sich herum.

Entsetzt fuhr er zurück.

Als er sich an den unerwarteten Anblick gewöhnt hatte, näherte er sich von neuem. Scheu blickte er in die glasigen Augen Estrelles, die ihn leblos anstarrten. Sie waren es, die ihn schockiert hatten. Noch nie hatte er unpersönlichere Augen gesehen.

Ghosters fühlte den Puls. Er preßte die Hand des Mannes auf das Pflaster und spürte das rhythmische Pochen. Es kam nur leicht und in größeren Abständen, aber es kam.

Der Mann lebte.

Ghosters erhob sich. Er winkte einem weiteren Kollegen, der daraufhin seine Absperrungsmaßnahmen forcierte. Murrend trat die Menge den Rückzug an, hielt aber in einiger Entfernung die Stellung.

Der Polizist sah zu den Menschen hinüber. Aus den meisten sprach

Neugierde und Faszination, aus dem einen oder anderen auch Angst, vermischt mit Schrecken.

»Hat jemand von Ihnen beobachtet, was geschehen ist?«

Eine Weile rührte sich nichts. Dann trat eine Frau hervor. Sie war bleich wie ein Leintuch, und der Polizist befürchtete, sie könnte jeden Augenblick umfallen.

»Ich«, sagte sie.

Ghosters ging auf sie zu und nahm sieam Arm.

»Wie ist es geschehen?« fragte er wieder. Ein kurzer Blick auf den wie leblos liegenden Körper bestätigte ihm, daß sich seine Kollegen bereits um das Wohl des Menschen bemühten.

»Ich… kann es selbst kaum begreifen. Auf einmal… er stand neben mir… rannte und wollte an mir vorbei… da fiel er um…«

Die Frau sah den Polizisten an.

»Er fiel um, einfach um… eben noch war er voller Kraft… dann lag er am Boden!«

»Ich danke Ihnen«, sagte Ghosters. Ohne die Frau loszulassen, wandte er sich zu der Menge. »Hat einer von Ihnen der Aussage dieser Dame noch etwas hinzuzufügen? Oder beobachtete es vielleicht jemand anders?«

Die Augen des Polizisten verengten sich. Mann für Mann betrachtete er die Gaffer und versuchte ihre Reaktionen einzuordnen. Er konnte nichts Ungewöhnliches feststellen.

Als ihm das schrille Auf und Ab der Boschhörner in den Ohren klang, sah er über die Köpfe der Umherstehenden hinweg. Er erkannte das weiße Dach eines Rettungswagens, auf dem das blaufarbene Rundumlicht rotierte.

»Die Sanitäter kommen!« sagte hinter ihm einer seiner Kollegen völlig überflüssig.

Ghosters drehte sich um und ging wieder zu dem Körper des im Staub der Straße liegenden Mannes, von dem sie nicht wußten, wer er war, noch warum er plötzlich das Bewußtsein verloren hatte. Sie hatten ihn verfolgt, weil er in tätlicher Weise harmlose Fußgänger attackierte.

Der Einsatz der Sanitäter verlief schnell und routiniert. Mit einigen brüsken Worten und der Unterstützung der Polizei bahnten sie sich einen Weg durch die Menschentraube. Sie setzten die Liege neben dem Körper des Mannes ab und hoben ihn. Dann zogen sie sich in ihr Fahrzeug zurück, wo sie Estrelle einem ersten Ganzkörper-Checking unterzogen.

Niemand hätte zu sagen vermocht, was mit dem Menschen geschehen war, den die Sanitäter gerade aufgenommen hatten. Ghosters machte sich auch keine weiteren Gedanken darüber. Seine und die Aufgabe seiner Kollegen war es, ihn zu fassen – und gefaßt

hatten sie ihn!

Er warf noch einen letzten Blick auf das gigantische Bürohaus, vor dem Estrelle zusammengebrochen war. Dann wischte er sich mit der Rechten über die Stirn und verließ den Ort seiner Pflichterfüllung.

Wie hätte er auch ahnen können, daß er die Lösung des Rätsels um den plötzlichen Zusammenbruch des Flüchtigen im wahrsten Sinn des Wortes vor Augen hätte. Es war kein Zufall, daß es hier geschehen war.

Am Fuß des Bürohauses verlief sich die Menge langsam wieder. Sie hatte ihre Sensation gehabt. Sie hatten einen Menschen zusammenbrechen sehen… am Fuß des Computer-Zentrums!

*

Sergeant Hölting knüllte das Papier zusammen, auf das er geschrieben hatte und warf es in den Papierkorb, der neben ihm stand.

Ein junger Mann mit aschblondem Haar trat ein.

»Der Neue soll zur Vernehmung geführt werden!« meldete er.

»Vernehmung, Vernehmung – eine Schreibmaschine brauchen wir!«

»Tut mir leid, Sir, aber das…«

Hölting winkte ab.

»Ist ja gut«, sagte er. »Ich werde mich selbst darum kümmern. Jeworrek und ich werden das erledigen.«

»Ja, Sir.« Der Aschblonde wirkte verwirrt. »Man hat mir keine weitergehenden Instruktionen mitgegeben.«

Sergeant Hölting atmete tief durch und informierte seinen Kollegen Jeworrek.

Seine Worte sollten heiter klingen, aber deutlich war die unterschwellige Furcht herauszuhören, die Hölting hatte.

Jeworrek verstand ihn. Noch nie hatten sie solch einen Gefangenen gehabt. Er fragte sich, warum die Sanitäter den Mann nicht im Krankenhaus behielten. Sicher, weil er seinen tiefen Erschöpfungsschlaf ebensogut in einer Polizeizelle hinter sich bringen konnte, da er ohnehin ein Fall für die Polizei war.

Aber da war noch etwas, das in Jeworrek eine ungewisse Scheu dem Gefangenen gegenüber aufkommen ließ. Etwas Sonderbares. Ein Fluidum, das er bis dahin nie gekannt hatte…

»Estrelle heißt er, nicht wahr?«

»In der Tat«, beantwortete Hölting die Frage des Aschblonden. »Dann wollen wir mal schauen, ob der Kerl inzwischen ausgeschlafen hat. Acht Stunden sollten eigentlich ausreichend sein.«

Mit diesen Worten steckte er einen der Schlüssel, die er am Hosenbund trug, in das Schloß der gesicherten Tür und öffnete sie.

Nicht mal Quietschen war zu hören.

»Das war Maßarbeit, was?«

Weder Jeworrek noch der Blonde antworteten ihm. Geschlossen marschierten sie in den Raum, den Hölting aufgesperrt hatte.

Ihre Schritte klangen hohl von den Wänden wider. Der gesamte Gang war in eintönigem Hellgelb ausgekleidet. In regelmäßigen Abständen befanden sich zu beiden Seiten Türen für die Zellen der Eingekerkerten.

»Hier müßte es sein, oder?«

Hölting betrachtete den Zellenschlüssel in seinen Fingern und verglich die darauf eingestanzte Nummer mit der an der Zellentür. Sie stimmten überein.

»Auf denn!« sagte er. »Tun wir unserer Pflicht genüge.«

Er steckte den Schlüssel ins Schloß und legte seine Hand um ihn, um jederzeit öffnen zu können. Bevor er die Tür aufschloß, schob er die Platte von dem kleinen Sichtloch und blickte hindurch.

Schreckensbleich taumelte er zurück.

»Das… das gibt es nicht!« hauchte er. Ungläubig betrachtete er seine Begleiter.

»Was hast du denn?« fragte Jeworrek.

Er trat zwei Schritte auf seinen Kollegen zu und legte ihm die Hand auf die Schulter. Unsicher wechselte sein Blick von ihm zur Tür, durch die dieser gesehen hatte.

»Das gibt es doch nicht!« wiederholte Hölting.

Sergeant Jeworrek ließ von ihm ab und ging seinerseits zur Zelle des Neuen. Zögernd schob er den Deckel der Sichtluke zur Seite und blickte in den dahinter liegenden Raum.

Er reagierte kaum anders als sein Kollege. Langsam ließ er den Deckel wieder vor das Loch gleiten und drehte sich um. Sein Gesicht hatte eine ähnlich ungesunde Farbe angenommen wie das Höltings.

»Was gibt es denn dort so Furchtbares?« fragte der Aschblonde, der die beiden zur Zelle begleitet hatte. Er setzte sich in Bewegung und wollte ebenfalls einen Blick in das Innere werfen, als ihm Hölting den Weg vertrat.

»Laß, Junge!« sagte er. »Das ist was für Männer!«

Er drängte seinen Kollegen Jeworrek zur Seite und drehte den Schlüssel im Schloß. Ein Schnappen kündete von der Beseitigung der Sperre. Mit wütender Gebärde schob er die Zellentür auf.

Eine Flut mittäglichen Lichts sprang den Polizisten entgegen. Es füllte die gesamte Zelle aus und drang von dort in sie ein, wo am Tag zuvor noch eine Wand gewesen war!

Sergeant Hölting stand im Rahmen der Tür. Sein Gesicht war verkniffen. Ihm war unheimlich zumute angesichts der berserkerhaften Gewalt, die hier gewirkt haben mußte.

Ohne Zweifel, Estrelle hatte seinen vermeintlichen Erschöpfungsschlaf überwunden. Als er erwachte, hatte er feststellen müssen, daß er sich im Gewahrsam der Polizei befand. Scheinbar war ihm das unlieb gewesen, denn andernfalls hätte er wohl kaum die Flucht durch die Wand angetreten.

»Ja, zum Teufel!« schrie Sergeant Hölting. Er sah seine beiden Kollegen mit funkelnden Augen an. »Ist denn dieser Mensch ein Supermann?«

Er kam nicht auf den Gedanken, daß es sich bei ihrem ehemaligen Gefangenen vielleicht gar nicht um einen Menschen handelte. Wie sollte er auch?

Tatsache war eines: Jacques Estrelle war wieder auf freiem Fuß!

*

»Na, schmeckt es?« fragte Alexandra Becker.

Frank Morell nickte mit dem Kopf. »Danke, gut!«

Er legte das mit Käse belegte Brot zur Seite und wischte sich den Mund ab.

»Was meinst du, Frank? Ich weiß nicht, aber mir geht dieser Amokläufer einfach nicht mehr aus dem Sinn. Ich muß mir immer vorstellen, wieviel Menschen ihm bereits zum Opfer gefallen sind und daß ich gut unter ihnen hätte sein können. Gerade hier in der Gegend treibt er sein Unwesen, und – wer weiß – vielleicht erwischt es doch noch einen von uns?«

Alexandra hatte sich ihm bis auf wenige Schritte genähert. Morell sog leise die Luft durch die Nasenlöcher und inhalierte ihr Parfüm. Sie bevorzugte ›Y‹. Es stand für Yves Saint Laurent.

»Aber nein, Alexandra. Die Wahrscheinlichkeit dafür ist so minimal, daß essich kaum lohnt, sie zu erwähnen. Frankfurt ist eine Großstadt und hat so viele Einwohner. Ich glaube sogar gehört zu haben, daß die Polizei den Burschen inzwischen in Gewahrsam genommen hat. Möglicherweise sind wir schon vor ihm sicher.«

Frank Morell hatte seine Worte durch Gebärden begleitet, die die ganze Unsinnigkeit von Alexandras Angst zum Ausdruck brachte. Er selbst jedoch teilte die Erklärungen, die er abgegeben hatte, nicht in vollem Maß. Er spürte, daß das Problem des offenbar Wahnsinnigen etwas mit den Aufgaben zu tun hatte, die ihm der Magier Johann Fürchtegott Kellermann übertragen hatte. Und das bedeutete, daß sie in die Bereiche des Schwarzmagischen hineinspielten.

»Ja«, sagte Alexandra. »Wahrscheinlich hast du recht.«

Den Kopf gesenkt, als überlege sie, schritt sie um den Schreibtisch Frank Morells herum. Sie hatte die Hände auf dem Rücken ineinander gefaßt und lehnte sich so nach vorn über, daß ihr einzig die Kante des

Tisches in Höhe des Unterleibes einen Halt gab.

»Du wirkst so nachdenklich, Frank«, sagte sie leise. »Irgendwie hast du dich in letzter Zeit verändert.«

Morell schrak zusammen.

Verändert? Sollte es ihm trotz seiner Bemühungen anzusehen sein, daß er zum Vollstrecker der guten Mächte geworden war?

»Nein«, sagte er. »Du mußt dich täuschen, Alexandra.« Er grinste und ließ' seinen Blick wohlgefällig über ihren Körper gleiten.

Alexandra sah sich kurz in dem Büroraum um. Niemand außer ihnen befand sich noch hier. Hans Bogner und Petra Veiten hatten vor kurzem gemeinsam den Raum verlassen, um sich ein Menü von nebenan zu holen. Unwillkürlich schien es Frank, als habe Alexandra die ganze Zeit über auf eine Gelegenheit gewartet. Er sah sie unmerklich aufatmen und sich nach ihrem kurzen Rundblick wieder ihm zuwenden.

»Frank«, begann sie. »Ich…« Sie schluckte. »Ich mußte endlich mal mit dir reden.«

Morell sah sie erstaunt an. Ihm begann ein Licht aufzugehen. Darum also war Alexandra derart darauf bedacht gewesen, mit ihm allein im Büro zu sein. Sie hatte ihm etwas zu sagen.

»Du weißt«, begann sie leise, »daß ich dich schon immer sehr sympathisch fand. Und… Frank, bitte glaub' mir: es hat sich mehr daraus entwickelt als Sympathie. Ich denke, Frank… Ich denke – ich liebe dich!«

Morell zuckte zusammen. Sein Kopf ruckte in die Höhe, und es schien, als lausche er in ferne Welten.

»Bitte, Frank«, fuhr Alexandra fort. »Ich… ich muß es mir endlich von der Leber reden… Und ich muß eine… eine Antwort bekommen… Ich…«

Frank stand auf. Er machte den Eindruck, als müsse er sich baldmöglichst einer Aufgabe entledigen, die unaufschiebbar war.

»Frank!« rief seine Kollegin. »Hörst du mir überhaupt zu?«

»Ja, aber natürlich, Alexandra«, antwortete er. »Doch sei mir bitte nicht böse, wenn ich dir jetzt keine Antwort geben kann. Aber es kommt etwas plötzlich. Ich muß wirklich erst darüber nachdenken. Bitte, verstehe mich nicht falsch. Du bist mir sehr sympathisch, aber ob es zu mehr reicht, weiß ich noch nicht zu beurteilen. Laß mich darüber nachdenken!«

Er entschuldigte sich hastig und ging eilends zu dem Denkraum, der sich in unmittelbarer Nachbarschaft des Büros ›Gering und Krollmann‹ befand. Kaum hatte er die Tür hinter sich geschlossen, fuhr seine Hand in die Tasche seines beigen Jacketts.

Kurz nur dachte er an Alexandra. Wehmut stieg in ihm auf. Er wußte, daß er nicht richtig gehandelt hatte. Doch es war ihm keine

andere Wahl geblieben. Mitten in den Worten seiner Kollegin war etwas in ihm explodiert.

Es war ein stummer Hilferuf gewesen. Morell hatte bereits vor einiger Zeit die Erfahrung gemacht, daß seine Sinne überempfindlich reagierten. Fähigkeiten kamen in ihm zum Vorschein, von denen er nie geglaubt hätte, sie zu besitzen. Diese Fähigkeiten entpuppten sich immer dann, wenn unschuldige Menschen von den Mächten des Bösen bedroht wurden.

Morell hatte die Pflicht zu helfen. Fest umkrallte er mit der Hand den flachen Kristall, den er stets bei sich zu tragen pflegte. Ohne zu zögern holte er ihn aus der Jackettasche hervor und drückte ihn gegen die linke Brustseite. Augenblicklich wurden kosmobiologische Kraftströme von dem Kristall freigesetzt, die ein Energiefeld um ihn woben, das ihn von den Schwerkraftgesetzen der Welt unabhängig machte. Der Kristall selbst verschmolz mit dem rubinroten Anzug, in den Morell plötzlich gekleidet war. Seine Hände und Füße steckten in goldfarbenen Schuhen und Stulpenhandschuhen.

Wo eben noch Frank Morell gewesen war, stand nun Mirakel!

*

Der Dyktenmann öffnete das Fenster des kleinen Raumes und stieg auf das Fensterbrett. Die Vorstellung hatte noch nicht ganz Gestalt angenommen, da schwebte er bereits hinaus.

Niemand sah ihn fliegen.

Die Kraft seiner Gedanken trieb ihn in Sekundenschnelle durch die Lüfte. Obwohl die Stadt unter ihm zu den dichtbesiedeltsten Deutschlands gehört, erkannte ihn niemand. Der eine oder andere sah in den Himmel und bemerkte den Hauch eines roten Scheins. Doch bevor ihm das zu Bewußtsein kam, zeigte sich der Himmel wieder in der gleichen verschmutzten Farbe wie immer.

Mirakel selbst schien es, als sei alles um ihn herum erstarrt. Die Menschen unter ihm waren klein wie Ameisen. Sie hatten in ihren Bewegungen innegehalten, und Mirakel befürchtete, daß sie jeden Augenblick umfielen.

Mit den Autos ging es nicht anders. Wagenschlangen züngelten durch die Straßen Frankfurts, aber sie kamen nicht vom Fleck.

Die Geschwindigkeit des Dyktenmannes war so groß, daß die Vorgänge unter ihm nicht zur Geltung kamen.

Mirakel verließ sich ganz auf seine übersensiblen Sinne. Er ließ sich von ihnen treiben wie von den Wogen des Meeres.

Das Wissen stand plötzlich in seinen Gedanken. Er neigte sich in die Tiefe und flog mit unverminderter Schnelligkeit in Richtung einer bestimmten Straße. Der enggeschmiedete Energiemantel um seinen

Körper verhinderte, daß ihn die Ionisation der Luft zum Verglühen brachte.

Da war es!

Mirakel erkannte einen Mann, der sich über einen Älteren beugte. Er hatte die Faust zum Schlag erhoben. Während aus den Augen des Angreifers ein düsteres Funkeln glomm, hatten sich die Züge des alten Mannes zu einer Fratze des Schreckens verzerrt.

Mirakel setzte auf dem Boden auf. Von dem Augenblick an verlief die Zeit wieder in gewohntem Tempo.

Noch aus der Landung heraus schob der Dyktenmann seine Rechte zwischen die des Angreifers und das Gesicht des Älteren.

Enorme Kräfte prallten auf Mirakels Arm. Doch er hielt dem mörderischen Schlag stand.

»Aargh…«, schrie der Angegriffene in Erwartung des Faustschlages, den der Enddreißiger bei ihm plazieren wollte. Er hielt sich schräg nach hinten gegen ein Taxi gelehnt, das Mirakel als das des Mannes erkannte. Als der Treffer nicht erfolgte, starrte er verwundert auf die beiden Gestalten, die in einen heftigen Kampf verwickelt waren.

Estrelles Kopf war zur Seite geschleudert. In dem Moment, da Mirakel seine Rechte gestoppt hatte, holte er bereits mit der Linken aus.

Mirakel sah den Schlag auf sich zukommen. So schnell er zu reagieren verstand, war er noch damit beschäftigt, seinen getroffenen Arm zurückzuziehen. Die Faust landete in seiner Magengrube.

Der Schlag bereitete Mirakel keine Schmerzen. Die energetische Aura, die ihn umgab, bewahrte ihn davor. Dennoch wurde er zurückgeschleudert. Er gab dem Druck des Aufpralls nach und krümmte sich.

»Hilfe!« schrie der Taxifahrer.

Er stand unbeweglich vor seiner halbgeöffneten Wagentür und glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Zwei Menschen bekämpften sich unter titanischen Schlägen, von denen ein einziger ausgereicht hätte, ihm den Garaus zu machen.

Suchend blickte er sich um. Er hoffte einen Passanten zu erkennen, den er auf das Geschehen aufmerksam machen konnte. Doch die Gasse war völlig leer.

Nur er befand sich hier – und die beiden Kämpfenden!

Nachdem Estrelle auf die erste Defensive Mirakels einen vernichtenden Schlag hatte folgen lassen, war es nun an ihm, den Rückzug anzutreten. Ein Hagel von Schlägen prasselte auf ihn nieder, denen der Roboter durch geschickte Windungen zu entkommen versuchte.

Der Dyktenmann war verwirrt.

Noch nie hatte ihm ein Gegner ähnliche Schwierigkeiten bereitet.

Zumindest nicht bei einem Kampf Mann gegen Mann.

Fieberhaft überlegte der Dykte, wie das zu erklären war. Der äußeren Erscheinung nach war sein Gegner ein Mensch wie viele andere. Aber dieses äußere Erscheinungsbild ließen auch Abgesandte der Finsternis des öfteren um sich entstehen.

Geistesgegenwärtig duckte sich Mirakel. In den nächsten Schlag steckte er alle Kraft, die er aus seiner Situation hineintragen konnte. Er traf voll.

Estrelles Beine hoben sich vom Boden. Er flog zwei Meter von Mirakel weg und landete schweigend auf der Erde. Kein Laut des Schmerzes kam über seine Lippen.

Das war doch kein Mensch!

Augenblicklich stürzte sich der Dykte hinterher. Mit erhobener Faust warf er sich auf ihn. Ein letzter, vernichtender Schlag!

Er kam nicht dazu.

Kurz bevor ihn Mirakel erreichte, rollte er sich zur Seite. Der Dyktenmann erkannte im letzten Moment, daß er auf dem Boden landen würde und krümmte sich. Geschickt überschlug er sich und stand mit beiden Beinen wieder auf festem Untergrund.

Wieder begannen sie sich gegenseitig zu belauern. Nur im Unterbewußtsein bekam Mirakel mit, daß der Taxifahrer sich in seinen Wagen warf und voller Panik die Zündung betätigte. Er ließ den Motor laut aufheulen. Mit quietschenden Reifen jagte das Fahrzeug davon.

Aufmerksam betrachtete Mirakel seinen Gegenspieler. Täuschte er sich oder glänzte dort tatsächlich etwas am Kinn des Fremden?

Er täuschte sich nicht! Es funkelte dort wie – Metall!

Der Fremde war ein Roboter.

Nun war dem Dykten alles klar, die titanische Kraft seines Widersachers wie auch die offensichtliche Schmerzunempfindlichkeit.

Und doch: dieses Funkeln in seinen Augen…

Es zeugte von Leben!

Mirakel ließ sich fallen, als sich Estrelle übergangslos auf ihn warf. Er spürte den Luftzug des sich über ihn schnellenden Körpers und griff zu. Laut klatschend prallte der Roboter auf die harten Steinplatten.

Der Dykte schnellte herum und wollte dem Kampf ein Ende machen, da hielt ihn eine sonderbare Leuchterscheinung von seiner Absicht zurück.

Von einem Augenblick zum anderen war Estrelle in diffuses Licht gehüllt, das ihn in immer stärkerem Maß zu umwabern begann.

Der Roboter ließ das ruhig mit sich geschehen. Er erhob sich wieder und stellte sich aufrecht vor den Dyktenmann, ohne die Erscheinung eines Blickes zu würdigen.

Aber auch einen Angriff unterließ er. Estrelle verhielt sich völlig

passiv. Er schien auf etwas zu warten.

Das Geschehen vollzog sich selbst für Mirakel zu schnell, als daß er hätte reagieren können. Als er endlich zur Seite springen wollte, hatte auch ihn die diffuse Leuchterscheinung bereits völlig eingehüllt.

Er sah alles durch einen milchigen Schleier. Verzweifelt versuchte er das Gespinst zu fassen, aber ebenso hätte er versuchen können, einen Lufthauch in seiner Hand zu verbergen. Der Schleier um ihn war reines Licht.

»Wer hätte das gedacht«, gellte ihm plötzlich eine Stimme in den Ohren.

»Wer hätte gedacht, daß sich der großartige Dyktenmann auf so einfache Weise fangen ließ.«

Die Stimme erscholl mitten aus der Luft. Weit und breit war sonst niemand zu sehen, der die Worte vielleicht hätte aussprechen können. Soweit Mirakel durch das milchige Gespinst überhaupt sehen konnte. Er vermutete, daß die Stimme das Licht gleichzeitig als Trägerwelle benutzte.

»Kenne ich dich, daß du so über mich urteilen kannst?« fragte der Dykte.

Mit Schrecken mußte er feststellen, daß sich die Leuchtblasen, in denen sich Estrelle und er befanden, langsam aufblähten. Die Nabelschnur, die sich zwischen ihnen noch befunden, hatte, wurde breiter und bildete zu beiden Seiten Trichter, die mit der Blase verschmolzen.

»O nein, Mirakel«, entgegnete ihm die Stimme. »Wir kennen uns nicht. Nicht direkt zumindest. Aber ich stehe im Dienst Rha-Ta-N'mys, und das dürfte Vorstellung genug sein.«

Rha-Ta-N'my!

Die Mutter des Bösen und Göttin aller Dämonen. Jenes Geschöpf der Finsternis, das gemeinsam mit Shab-Sodd das Unheil über die Welt brachte!

»Ich sehe, daß du verstehst«, sagte die Stimme. »Und nun bist du uns hilflos ausgeliefert.«

Er lauschte auf das Gelächter, das den Worten des Unbekannten folgte. Daß die Verschmelzung der beiden Lichtblasen weiter fortschritt, bemerkte er nur am Rand. Estrelle hatte sich bereits soweit genähert, daß die Nabelschnur zu einem kurzen Strang geworden war. Schon berührten sich die beiden Blasen.

Mirakels Gedanken weilten bei Rha-Ta-N'my und ihrer Dämonenhorde. Was hatte er nicht alles in jenem Buch über sie gelesen, das ihm ein Freund netterweise zur Verfügung gestellt hatte. Es hatte ausgereicht, ihm einen Schauer über den Rücken zu jagen.

Vor seinen Augen wurde das milchige Licht durchscheinend. Als er sich umwandte und in eine andere Richtung sah, bestätigte sich seine

Vermutung.

Der Schleier um ihn war nicht weniger geworden. Statt dessen hatten sich seine und die Blase des Roboters so weit einander genähert, daß sie langsam ineinander überzugehen begannen.

Mirakel griff in die Richtung, in der er nun deutlich Estrelles Gestalt erkannte…

Er wollte greifen, mußte aber feststellen, daß er sich nicht mehr rühren konnte. Er war gelähmt!

»Der große Dyktenmann!« höhnte die Stimme. »Der verschworene Gegner alles Dämonischen! Wie hilflos er doch ist…«

Mirakel versuchte zu antworten. Er bemühte seinen Lippen Worte zu entringen, die er der Stimme entgegenhalten wollte. Doch er blieb stumm.

Die Lähmung war absolut.

»Der große Dyktenmann…«, gellte die Stimme in seinen Ohren nach.

Mirakel blieb bei Bewußtsein. Er nahm alles um sich herum auf, soweit es ihm die dunstigen Schleier des Lichtgefängnisses, erlaubten.

So bemerkte er auch, wie sich die Blase, in der er sich befand, nur durch eine durchsichtige Membran von seinem Gegner getrennt, erhob. Der Dykte verlor den Boden unter den Füßen und wurde in die Luft getragen. Nur war es diesmal nicht die Kraft des Mirakel-Kristalls, die das bewerkstelligte. Es war Mysterions, jenes Wesen, das Jahrtausende in Einsamkeit auf dem Grund des Meeres verbracht hatte…

*

Tala-Mar…

Eine Welt mit vier Kontinenten. Vom Angesicht her hatte sie große Ähnlichkeit mit der Erde. Verschiedene Völker leben auf ihr, die ihr Leben auf unterschiedliche Art gestalteten.

Doch niemand wußte, wo dieses Tala-Mar war – am wenigsten Mirakel.

In seinen Träumen sah er sich über die grünbewachsenen Kontinente fliegen. Getragen von der Kraft seines Kristalls. Er sah sich durch die zu Schutt und Asche zerfallenen Städte dieser Welt gehen. Zerfallen, weil er zu spät gekommen war!

Diese Träume…

Mit ihnen hatte alles begonnen. Jahrelang hatten sie ihn belastet. Sie lagen auf ihm wie ein gigantischer, ein Alp, und erst sein Entschluß, etwas gegen diese Träume zu unternehmen, bewirkte, daß er aus ihnen zu lesen verstand.

Dann war alles Schlag auf Schlag gegangen. Er war den Symbolen

seiner Träume gefolgt und hatte das Geheimnis um seine Existenz geklärt. Bei Bad Homburg, unter den drei Eichen, war er in den Besitz des Mirakel-Sterns gelangt. Ein alter Magier, Johann Fürchtegott Kellermann, hatte sie ihm übergeben – eine Handlung, auf die er Jahrhunderte gewartet hatte.

Das war der Ausgangspunkt von Mirakels Kampf gegen die finsteren Mächte. Bislang hatte er ihnen getrotzt. Sollten sie ihn schon jetzt, nachdem er seinen Kampf gerade erst aufgenommen hatte, überwunden haben?

Nein!

Soweit das trübe Gespinst um ihn herum es zuließ, sah der Dykte in die Tiefe. Schemenhaft zeichneten sich dort die Umrisse einer Küstenlandschaft ab. Gleich darauf wurden sie von Wasser abgelöst.

›Wohin entführst du mich?‹ dachte Mirakel. Seiner Lähmung wegen war das Denken die einzige Möglichkeit, um mit seinem Gegner Kontakt aufzunehmen.

»Du wirst es sehen, Dyktenmann!« sagte die Stimme. »Und dich wundern!«

Das Wasser kam langsam näher. Es bereitete dem Dykten Schwierigkeiten, dies zu erkennen. Doch indem er die Augen verdrehte, gelang es ihm seinen Gesichtskreis erheblich zu vergrößern.

›Es geht ins Wasser!‹ vermutete er.

Die Stimme schwieg.

Mirakel lauschte nach einer Antwort, da erwies sich seine Vermutung als richtig. In Blickrichtung erkannte er, wie sich eine Gischtwelle aufbäumte und gebrochen zu beiden Seiten der Blase entlangspritzte. Geräusche waren nicht zu hören. Die Blase schien jeden Laut zu schlucken.

Er sah zu Estrelle. Der Roboter, der den Innenraum mit ihm teilte, stand ebenfalls völlig starr. Den ganzen Herflug über hatte er sich nicht bewegt. Dennoch vermutete Mirakel, daß *er nicht* gelähmt war.

Estrelle-Roboter gab ihm Rätsel auf. Einerseits hatte er das Äußere eines Kunstwesens, andererseits zeugte das Glimmen in seinen Augen davon, daß so etwas wie Leben in ihm sein mußte.

»Du bist von meinem Geschöpf fasziniert!« stellte die Stimme fest.

Der Dykte ersparte sich jede Erwiderung. Wenn es dem Fremden möglich war, in seine Gedanken einzudringen, wußte er die Antwort ohnehin. Und daß es ihm möglich war, nahm Mirakel fest an.

Aber eine Frage lag ihm seit langem schon auf der Zunge. Seit dem Augenblick bereits, als er in die Lichtfalle seines Gegners geriet.

›Wer bist du?‹ Mirakel nahm die Gelegenheit wahr und fragte. ›Du sagst, du seist ein Abgesandter Rha-Ta-N'mys. Aber wer bist du? Wie nennt man dich?‹

Ein Gelächter brandete in der kugelförmigen Zelle auf, in der der

Dyktenmann eingekerkert war. Die Intensität des Lichtes schwankte.

»Ich bin – Mysterion!« sagte der Fremde.

›Mysterion?‹

Mirakel war der Name noch nie zu Ohren gekommen. Zum einen war dies verwunderlich, da er steten Umgang mit den bösen Mächten hielt. Wenn er es recht bedachte, so zeigte sich dies jedoch wieder in einem anderen Licht. Denn mit den Mächten des Bösen war es wie mit denen des Guten: immer neue wurde geboren.

»Du irrst«, sagte Mysterion. »Daß du mich nicht kennst, liegt nicht daran, daß ich ein neues Mitglied der Dämonenfamilie bin. Im Gegenteil! Der Grund ist der, daß ich so alt bin, daß du mich nicht kennen kannst!«

Der Dyktenmann war von Wasser umgeben. Schwärme von Fischen begleiteten ihn auf seinem Weg durch das nasse Medium. Ein Glitzern und Funkeln ging von ihnen aus, das wie Feuer in seinen Augen brannte.

»Jahrtausende war ich auf den Grund des Meeres verbannt, das ihr die Sargassosee nennt. Und niemand hat sich meiner angenommen.«

Mysterion redete sich in Rage. In ihm brach wieder der alte Haß gegen alles Menschliche durch. Obgleich Mirakel kein Mensch im engeren Sinn war, richtete er sich ebenso gegen ihn.

›Kein Mensch konnte von dir wissen!‹ dachte der Dykte. ›Es ist uns nicht möglich den Erdboden so intensiv zu erforschen wie das feste Land. Es ist kein Wunder, daß man dich nicht fand. Und so konnte man dir gar nicht helfen.‹

Während er sich auf seine Gedanken konzentrierte, spürte er, wie sich das Funkeln, das von den Fischen ausging, langsam in ihm festfraß. Ihn wunderte, daß sich der leichte Schmerz dabei nicht verstärkte, sondern sogar abnahm. Er glaubte auf Wolken aus Watte zu schweben. Die Realität entfernte sich immer weiter von ihm.

»Man hätte mich finden können«, behauptete Mysterion. »Wenn man sich bemüht hätte, wäre es möglich gewesen. Einen Mysterion übersieht man nicht.«

Diese Worte nahm Mirakel schon nicht mehr wahr. Wie leises Rauschen drangen sie aus der Ferne an sein Ohr. Ihm wurde nicht bewußt, daß er das Bewußtsein verlor. Er glaubte zu träumen.

Und diesen Glauben nahm er mit in seine Bewußtlosigkeit hinüber…

*

»Ist es nicht wunderbares Wetter heute?« sagte Gerd Krim.

»In der Tat«, erwiderte Franz Ulping. »Die Sonne scheint, daß man meinen könnte, sie sei in der Vollpension inbegriffen.«

Krim lachte und ließ seinen Blick wieder über das Wasser gleiten. Es war völlig windstill. Das Boot dümpelte träge in den Wogen.

»Ich wünschte, meine Frau könnte das noch miterleben. Ein ganzes Leben haben wir für eine solche Reise gespart, dann stirbt sie vorher.«

»Oh«, machte Ulping. »Das tut mir leid!« Er schob sich die Schirmmütze tiefer in die Stirn. »Ich wußte gar nicht… ich meine…«

»Es ist schon zwei Jahre her«, erklärte Krim. »Aber es kommt mir vor, als sei es erst gestern gewesen. Die Freude, die wir miteinander gehabt haben! Meine Güte, selbst im Alter war sie immer lustig und aufgeweckt.«

Als Ulping den Zug zwischen den Fingern spürte, lehnte er sich vor. In aller Gemütsruhe begann er die Angel einzuholen.

»Sie haben die Wette verloren«, sagte er.

»Das wollen wir erst mal abwarten«, entgegnete ihm Krim. »Noch haben Sie ihren Fang nicht an Deck.«

Interessiert beobachtete er, wie sich die sirrende Schnur von Ulpings Angel langsam dem Boot näherte. Es schien ein ganz schöner Brocken dranzuhängen. Es machte dem Mann offensichtlich Mühe, ihn einzuholen.

»Kann ich Ihnen helfen?« fragte Krim.

»Danke, das ist nicht nötig«, winkte Ulping ab. Er leckte sich über die Lippen und stand auf. »Das krieg' ich schon allein fertig, das Bürschchen!«

Gerd Krim und Franz Ulping hatten sich erst vor einer Woche kennengelernt. Beide verbrachten sie ihren Urlaub auf den Bermudas, und beide waren sie Rentner. Von Anfang an waren sie sich sympathisch gewesen.

Schon am ersten gemeinsamen Abend hatten sie sich viel zu erzählen. Unter der rauhen Schale ihrer Männlichkeit kam die Last der Einsamkeit zum Durchbruch. Gegenseitig begannen sie sich ihre Erlebnisse zu berichten. Und mit dem Fortschreiten des Abends fanden sie heraus, wie ähnlich sie sich doch waren.

Es folgten noch viele Treffen. Fast jeden Tag verabredeten sie sich und genossen gemeinsam ihren Urlaub. Sie merkten gar nicht, wie schnell er vorüber zog.

So waren sie recht überrascht, als Franz Ulping eines Abends feststellte, daß er morgen die Rückreise antreten würde. Sie beschlossen ihr Beisammensein mit einer Krönung ausklingen zu lassen. Kurzerhand charterten sie ein Boot und gingen auf Fischjagd.

Gerd Krim kamen Zweifel, ob es sein Freund wirklich aus eigener Kraft schaffte, den Fang an Bord zu hieven. Skeptisch beobachtete er den Kampf, den Ulping mit seiner Beute ausfocht.

Der über Sechzigjährige hatte die Beine gespreizt und hielt sich schräg gegen den Zug seines Fanges gestemmt. Die Angel in seiner

Hand vibrierte.

»Meine Güte«, staunte er, »was muß das für ein kapitaler Brocken sein!«

Zu mehr blieb ihm keine Zeit.

Mit einem Mal verstärkte sich der Zug an der Angel. War Ulping eben noch in der Lage gewesen, ihm seine Kraft entgegenzuhalten, so wurde er nun nach vorn gezerrt. Einmal aus seiner Stellung gerissen, fand er den Halt nicht wieder. Kopfüber stürzte er in das Wasser.

»Franz!«

Krim eilte zu seinem Freund und bemühte sich, ihn in letzter Sekunde noch festzuhalten. Doch sein Wille zum Helfen kam nicht gegen seine Reaktionsschnelligkeit an, die dem Alter zum Opfer gefallen war.

»Franz!« rief er noch mal. Sein Blick war auf die Stelle gerichtet, wo sein Freund eingetaucht war. Der kapitale Fang, den er an der Leine gehabt hatte, war vergessen.

Und das war ein Fehler…

Während sich Gerd Krim noch darauf konzentrierte, ein Lebenszeichen Ulpings erheischen zu können, durchfuhr das Boot eine starke Erschütterung.

Krim wäre umgefallen, wenn er sich nicht mit einer Hand an der niedrigen Außenkante hätte festhalten können. Die Orientierung war ihm genommen, so daß ihm nicht bewußt wurde, daß sich das ganze Boot schief legte.

Seine Gedanken waren bei Franz. Bei ihm und dem grauenhaften Schicksal, das ihn ereilt hatte. Doch: Vielleicht gab es noch eine Möglichkeit ihn zu retten?

Krim klammerte sich an diesem Gedanken fest, obwohl er sich nicht vorstellen konnte, wie eine solche Rettung aussehen sollte.

Jetzt erst wurde ihm die Schräglage desBootes bewußt. Er wandte sich von der Kante, auf die er sich gestützt hatte, ab und bemühte sich, das Gleichgewicht zu halten.

Plötzlich fuhr er zurück…

Der Boden, auf den er treten wollte, war von den Ausläufern einer schleimigen Masse bedeckt. Erst als er mit den Augen zwinkerte, erkannte er, daß die Ausläufer so formlos nicht waren. Sie bildeten eine Spitze und verdickten sich in entgegengesetzter Richtung wie…

Ein Krake!

Er sah den kuppelförmigen Schädel des Untieres, die gigantischen Augen, die ihn ausdruckslos anstarrten.

Das unheimliche Wesen hockte auf der Außenkante des Bootes und hatte es dadurch veranlaßt, seinem Gewicht nachzugeben.

Das war also der Grund der Schräglage…

Gerd Krim begann zu schreien, so laut, wie es seine zittrige Stimme

zuließ. Obgleich er genau wußte, daß ihn niemand hören würde, gab er seine Angst lauthals kund. Vielleicht gerade, deshalb.

Die Laute, die über die Lippen des Mannes kamen, berührten den Kraken nicht. Er schien den hohen Diskant gar nicht wahrzunehmen.

Gerd Krim schrie so lange, bis sich das Wesen über ihn stülpte. Dann verließ es das Boot wieder und tauchte zurück in die Tiefe des Meeres, der es entstammte.

Zurück blieb ein verlassenes Fischerboot, auf dessen Planken einsam eine Angel lag. Wie der Natur zum Hohn, denn rings um das Boot wimmelte das Wasser von Fischen.

*

Frank Morell schlug die Augen auf. Um ihn herum herrschte absolute Stille.

Mysterion?

Die Frage stand plötzlich im Raum. Es kostete ihn Mühe, den Namen richtig einzuordnen. Als es ihm gelungen war, zuckte er zusammen.

Er war gefangen!

Morell erhob sich…

Er stand inmitten einer Kuppel. Sie maß ungefähr zehn mal zehn Meter im Durchmesser und war nach außen hin völlig durchsichtig. Dahinter konnte er deutlich einen rechteckigen Raum erkennen, dessen Wände mit Schaltern und Hebeln ausgestattet waren. Sie glitzerten und funkelten, daß Morell über ihre Funktion nicht in Zweifel gehalten wurde.

Doch wie war er hierher gekommen?

Siedendheiß überfiel es ihn. Warum war er Morell? Warum nicht Mirakel?

Instinktiv griff er in die Tasche seines beigefarbenen Jacketts. Seine Rechte hätte deutlich einen Kristall spüren müssen, den er dort immer verwahrte. Der Kristall, der ihn bei Bedarf in den Dyktenmann verwandelte.

Er war fort!

Der Mirakel-Stern war fort!

Frank Morell ballte die Hände zu Fäusten. Wutverzerrt und gleichzeitig verzweifelt rief er den Namen Mysterions.

Es dauerte eine Weile, bis eine Antwort erklang.

»Was störst du mich, Mirakel?« sagte er. Aus seiner Stimme sprach Verachtung und Hohn. Er ließ sie klingen, als koste es ihn Unglaubliche Überwindung, mit seinem Gefangen zu reden. »Ich bereite mich auf eine große Aufgabe vor.«

»Du weißt, daß ich nicht mehr Mirakel bin«, sagte Frank Morell.

»Du hast mir den Kristall genommen!«

»Ich habe ihn dir nicht genommen. Ich hielt es nur in deinem eigenen Interesse für besser, wenn du deine Kraft nicht vergeudest. Er liegt dort neben dir. Nehme ihn, wenn du kannst!«

Mysterion stimmte ein lautes Lachen an. Es gellte Morell in den Ohren, daß er für sein Trommelfell fürchtete. Er achtete nicht darauf, sondern versuchte den Kristall zu entdecken.

»Viel Glück bei der Suche – Mirakel!«

Eigentlich war sich Morell darüber im klaren, daß Mysterion es nie zulassen würde, daß er wieder in den Besitz des Mirakel-Sterns gelangte. Aber obwohl sich seine Vernunft dagegen sträubte, nutzte er dieses letzte Quentchen Hoffnung. Er suchte.

Aus Gründen der Logik versuchte er den Kristall zuerst im Innern seines Glasgefängnisses zu entdecken. Doch diese Suche währte nicht lange. Den einzigen Körper im Innern der Kuppel stellte er dar, und so erkannte er bald Mysterions teuflischen Plan…

Der Kristall mußte sich außerhalb der Kuppel befinden. An einer Stelle, die Morell trotz intensivster Anstrengung nicht erreichte.

Kaum war er zu diesem Schluß gekommen, fiel ihm das Leuchten ins Auge, das von dem Stern ausging.

Da! Dort lag er…

Zorn überfiel Frank Morell. Mysterion hatte genauso gehandelt, wie er ihn eingeschätzt hatte.

Der Mirakel-Kristall, mit dessen Hilfe es keine Schwierigkeit gewesen wäre, aus diesem Gefängnis zu entkommen, lag tatsächlich in seiner unmittelbaren Nähe.

Direkt hinter der Glaswand!

*

Was konnte er tun?

Fieberhaft überdachte Morell die Möglichkeiten, wie er an den Kristall kam. Vom Ausgang dieser Überlegungen hing es ab, ob er Mysterion auch weiterhin überantwortet blieb oder ihn zu überwältigen vermochte.

Frank Morell trat auf die Glaswand zu. Vorsichtig betastete er ihre Oberfläche. Sie war glatt, wie es Glas nur sein konnte. Eine bestimmte Sorte von Glas jedoch, die nicht so leicht zu zerstören war. So einfallslos schätzte er Mysterion nicht ein.

Er war noch mitten in seine Betrachtungen vertieft, als er ein Geräusch vernahm. Erst leise, dann langsam lauter werdend, drang es ihm ins Bewußtsein.

Morell drehte sich um.

Wasser!

Aus einer schmalen Öffnung unterhalb der Glaskuppel drang Wasser herein. Es hatte bereits eine Lache gebildet, die bald die ganze Oberfläche des Kuppelraums bedecken würde. Schon stand das Naß in bedrohlicher Nähe von Morells Füßen.

Man wollte ihn ertränken!

»Mysterion! Du feiger Kämpfer! Daß du es nicht wagst, dich persönlich im Kampf gegen mich zu beweisen, ist bezeichnend genug. Aber das…«

Frank wartete keine Antwort ab. Er erhielt auch keine. Morell konnte nicht wissen, daß Mysterion sich anderen Aufgaben widmete. Daß er im Begriff war, weitere Opfer in der Seelenfalle um sich zu scharen.

Frank holte aus und schlug gegen die Kuppelwand. Wider jede Vernunft ließ er seine Fäuste gegen das Glas hämmern, immer wieder. Dann wurde ihm die Sinnlosigkeit seines Tuns bewußt.

Er ließ von der Wand ab und sah an sich herab.

Das Wasser hatte sich inzwischen über die gesamte Innenfläche der Glaskuppel ausgebreitet. Es stand bereits in Höhe seiner Knie und kletterte ständig weiter.

Was sollte er tun?

Er mußte sich so schnell wie möglich aus seinem Gefängnis befreien. Nun war es noch dringender geworden. Je höher nämlich der Wasserspiegel stieg, desto geringer wurde sein Körpergewicht. Je geringer aber sein Körpergewicht war, um so weniger Halt vermochte er zu finden. Es war ein Teufelskreis, der in seinem Tod gipfeln konnte.

Morell war nervös.

Es kam ihm nicht der rettende Gedanke. Der Anblick des Mirakel-Sterns, der sich in seiner unmittelbaren Nähe befand, fast zum Greifen nahe, verstärkte noch seine Qual.

›Der Ort des geringsten Widerstandes‹, ging es ihm durch den Kopf. ›Wo ist dieser Ort in einer Glaskuppel zu finden?‹

Frank schritt an der Innenwand des Glaskäfigs entlang. Bei jedem Schritt schob er eine Flutwelle von Wasser vor sich her.

Es hatte bereits die Höhe seines Unterleibs erreicht. Das Gehen fiel ihm immer schwerer. Schon mußte er mit seinen Armen unterstützende Bewegungen in der Luft machen.

Dort, wo das Wasser in die Kuppel strömte, war seine Chance.

Als er die Stelle erreichte, blieb er stehen. Die Kleidung hatte sich bereits derart vollgesogen, daß sie schwer an seinem Körper hing. Frank achtete nicht darauf. Statt dessen holte er tief Luft und tauchte.

Es kostete ihn Mühe, sich dem Ausbund zu nähern. Nirgendwo gab es für ihn eine Möglichkeit, sich festzuhalten. Der Druck war groß und nötigte ihn dazu, seine Paddelbewegungen zu intensivieren.

Im ersten Tauchgang sah er sich die Öffnung genau an. Sie war kopfgroß und hatte die Form eines Quaders. Als Morell probehalber mal hineingriff, spürte er an der Oberseite eine rauhe Vertiefung.

Er gratulierte sich. Sie würde von Vorteil sein, wenn er versuchte, sich mit ihrer Hilfe zu befreien.

Er hatte knapp zwei Minuten mit der Untersuchung verbracht, da tauchte er wieder auf.

Auf Anhieb merkte er, daß der Wasserspiegel weiter gestiegen war. Hatte er ihm vor dem Tauchen noch bis zur Gürtellinie gereicht, so fand er ihn nun schon in Höhe des Brustkorbes. Das war Frank Warnung genug. Er würde sich beeilen müssen.

Kurz blickte er sich um. Er wollte nicht ausschließen, daß mittlerweile etwas geschehen war. Kaum daß er jedoch seine Umgebung unverändert vorfand, tauchte er zum zweiten Mal.

Diesmal wurde es ernst.

Morell hielt sich mit beiden Händen an der Öffnung fest, um nicht weggedrückt zu werden. Die Füße preßte er gegen die gläserne Kuppelwandung. Nachdem er noch mal nachgegriffen hatte und sich so versicherte, daß er nicht abrutschen würde, begann er zu ziehen.

Es kostete ihn all seine Kraft. Er verfluchte die Tatsache, daß er nicht im Besitz des Mirakel-Sterns war. Aber ihn wieder zu erringen und sein eigenes Leben zu bewahren, darum ging es jetzt.

Er fing schon an, daran zu zweifeln, daß seine normalsterbliche Muskelkraft in der Lage war, an der Öffnung etwas auszurichten, als ein Ruck durch seinen Körper ging. Augenblicklich verstärkte sich der Zustrom des Wassers.

›Du mußt ziehen!‹ machte er sich selbst Mut. ›Sonst hast du dir dein eigenes Grab geschaufelt. Die Kuppel wird nun noch schneller gefüllt sein, und Mysterion wird jubilieren!‹

Er spornte sich zu immer größerer Leistung an, bis ein weiterer Ruck durch seinen Körper ging. Doch diesmal hatte nicht die Öffnung sich bewegt. Franks Hände hatten nicht mehr die Kraft gehabt, seinem Willen Folge zu leisten. Er war abgerutscht.

Morell schoß nach hinten. Sekundenlang verlor er die Orientierung, dann fing er sich wieder. Eilig paddelte er in die Höhe.

Es schien ihm eine Ewigkeit zu dauern, bis er die Wasseroberfläche erreichte. Als er endlich frische Luft in die Lungen bekam, trieb er schon zwei Meter über dem Boden der Kuppel.

Er mußte unbedingt wieder runter. Nur wenige Meter über ihm war die Kuppeldecke. Er hatte den Eindruck, ihre Fläche wäre kleiner geworden. In gewisser Hinsicht stimmte das auch.

Er besann sich nicht lange, sondern holte tief Luft. Jetzt ging es um alles. Dieser Tauchgang würde darüber entscheiden, ob Mysterion triumphieren konnte oder Frank Morell noch mal Auge in Auge

gegenüberstehen würde.

Er warf sich vornüber.

Mit langgezogenen Schwimmbewegungen näherte er sich wieder der Grundfläche. Panik wollte in Frank aufsteigen, als er die Öffnung nicht auf Anhieb wiederfand. Dann sah er sie. Er richtete sich nach ihr aus und strebte auf sie zu.

Wieder brachte er sich in die altbewährte Stellung. Mit den Händen umkrallte er fest die Öffnung, beide Beine hielt er krampfhaft gegen die Kuppel gestemmt.

Und er zog.

Sehnsüchtig wartete er darauf, daß ihn wieder eine Erschütterung durchfuhr. Für eine Minute hatte er noch Luft, höchstens zwei. Würde er es schaffen?

Die Angst um sein Leben verlieh ihm übermenschliche Kräfte. Ein Splittern und Krachen ging durch den Ausbund. Gleich darauf zeigten sich die ersten Risse.

Ein Teil des einströmenden Wassers sickerte bereits durch die Spalten in den Außenraum. Diese Erkenntnis trieb ihn an.

Stärker zerrte Morell an der Öffnung. Er setzte darauf, daß sie so fest mit der Kuppelwandung verbunden war, daß siebei einer Loslösung ein großes Stück von ihr mitriß. Und er hatte recht.

Ein Loch gähnte plötzlich in der Glaskuppel. Für eine Sekunde war es stabil, vergrößerte sich aber dann unter dem immensen Druck des Wassers. Plötzlich liefen Sprünge durch die Kuppel. Sie liefen in alle Richtungen und verzweigten sich schneller, als Frank beobachten konnte. Einer Sintflut gleich stürzte sich das Wasser in den Raum, in dessen Mittelpunkt das Glasgefängnis gestanden hatte…

*

Mysterion war zufrieden mit sich selbst.

Niemals hätte er gedacht, daß er seinen Widersacher so schnell in seine Gewalt brachte. Allein die Tatsache, daß Rha-Ta-N'my persönlich ihm durch einen Boten nahegelegt hatte, sich des Menschen mit Namen Mirakel anzunehmen, war ihm Zeichen genug gewesen, in diesem Menschen eine große Gefahr zu sehen.

Und nun das! Es war mehr eine Spielerei gewesen, denn ein Kampf zwischen den Mächten des Guten und des Bösen.

Aber Mysterion hatte gelernt, vor allem, daß es nicht das höchste war, der Dämonengöttin zu dienen. Daraus resultierte sein Entschluß, sich ein eigenes mächtiges Reich der Finsternis aufzubauen. Seine Diener würde er aus den Opfern der Seelenfalle rekrutieren.

Mirakel…

Eigentlich war er ein sonderbares Geschöpf. Seine Seele

entstammte der Welt der Dykten und sein Fleisch der menschlichen. Dennoch fühlte und dachte er wie ein Mensch.

Und zitterte auch so vor Angst…

Mysterion lächelte boshaft.

›Ich habe verhindert‹, dachte er, ›daß Morell an das Wissen kommt, das seine Ahnen auszeichnete. Er wußte schon zuviel. Jetzt endlich ist Mirakel in meiner Gewalt. In diesen Minuten stirbt er einen unwürdigen Tod.‹

Mysterion sah in die Ferne. Die Stränge des energetischen Netzes, in dem er mit Vorliebe hing, vermittelten ihm ein Bild der Geschehnisse, die sich derzeitig an der Oberfläche des Meeres abspielten.

Diener…

Seine Geschöpfe waren auf der Suche nach Dienern…

›Ich habe meinen Auftrag erfüllt. Der Bann Rha-Ta-N'mys ist nicht mehr. Nun liegt es an mir, ein Reich des Schreckens auf Erden zu errichten, das selbst das der Göttin um vieles schlägt. Meine Diener werden es sein, die es in ihren kräftigen Körpern vorbereiten.‹

Mysterion dachte wieder an Morell.

Wie kurz doch das Leben eines kümmerlichen Menschen sein konnte im Vergleich zu seinem langen Sterben. Er lachte.

Kraft seiner Gedanken betätigte er die Instrumente seiner unterseeischen Station. Wie von Geisterhand bewegt schalteten die Hebel und wurden Tasten eingedrückt. Ein Schott öffnete sich.

Mysterion hatte einen Entschluß gefaßt. Geduldig wartete er darauf, daß im Rahmen der Tür die seelenlose Hülle Estrelles erschien. Den Roboterkörper, in dem dessen Geist gefangen war, hatte er auf eine Liege gebettet, die in einer Nische des technisch überladenen Mittelpunktraumes Platz gefunden hatte. Dort wartete er seine erneute Aktivierung ab.

Jeder, der unvoreingenommen mit diesem Bild konfrontiert worden wäre, hätte sich gefragt, wie es dem fleischlichen Körper Jacques Estrelles möglich war, ohne die Kontrolle seines Geistes koordinierte Bewegungen vorzunehmen. Es wäre dem Frager nicht aufgefallen, daß die energetischen Stränge des Spinnennetzes an Leuchtkraft verloren hatten.

Die Augen des gigantischen Kopfes inmitten des Netzwerks waren geschlossen. Hatte das Antlitz des Franzosen zu Anfang wie aus Stein gemeißelt gewirkt, so begann es nun eine gewisse Weichheit anzunehmen.

Mysterions Geist hatte den Kopf verlassen…

Der Körper des Meeresforschers hatte das Netz des Unheimlichen noch nicht ganz erreicht, da verharrte er auf der Stelle. Sekunden nur währte die Erstarrung, in der Mysterion sich mit der Kontrolle über

Estrelle vertraut machte und seinen Sitz im Großhirn festigte. Dann wandte er sich um.

Ruhigen Schrittes bewegte sich Estrelle auf die Nische zu, in der auf einer Liege eine Imitation seines Körpers lag. Eine Wand längs dieser Nische war mit Hebeln und Tasten verkleidet. Als der von Mysterion gesteuerte Körper darauf zuging, sendete er unaufhörlich ein mentales Signal.

Es wurde von den hyperfeinen Instrumenten der Technik eines uralten Volkes aufgenommen und in elektrische Impulse verwandelt, die ihrerseits eine Reaktion hervorriefen. Durch Betätigung des einen oder anderen Knopfes und Hebels unterstützte Mysterion das Geschehen.

Langsam begann sich der Körper auf der Liege zu regen. Dem Estrelle-Roboter war keine lange Ruhepause vergönnt gewesen.

Mysterion hatte etwas ganz Besonderes vor. Er wollte Morell in Schmach und Schande sterben sehen – angesichts seiner überwältigenden Macht…

*

Der Sog der Wassermassen zog Frank Morell mit sich. Er versuchte erst gar nicht irgendwo Halt zu finden, sondern ergab sich willig. Seine Hoffnung war, daß er sich schnell auf dem Trockenen wiederfand. Je eher er frische Luft bekam, desto besser.

Frank Morell hätte sich nicht vorzustellen gewagt, daß der Strom so lange Zeit anhielt. Jetzt erst, da sich das Wasser, das sich im Innern der Glaskuppel angesammelt hatte, über die größere Fläche der Grundkuppel ergoß, wurde es ihm so recht bewußt.

Er fühlte sich wie Treibholz in der Brandung. Mehrere Male wurde sein Körper schmerzhaft gegen Hindernisse geschleudert. Es ging auf und ab, und in dem Wirbel verlor er gänzlich die Orientierung.

Dann ließ der Tumult nach.

Die Wogen beruhigten sich. Der Sog, in dem Morell gefangen war, wurde zu einer harmlosen Strömung.

Frank, der sich eben noch hatte treiben lassen, kam zur Ruhe. Auf einmal war nicht mehr diese unergründliche Wassermenge unter ihm. Zuerst fühlten seine Beine den Grund, dann sackte sein ganzer Körper nach. Das Wasser verlief sich und bedeckte nur noch fingerbreit den Boden.

Morell atmete keuchend.

Er machte sich nicht die Mühe zu erkunden, wohin das Wasser floß. Wahrscheinlich sorgte eine Sicherheitsautomatik dafür, daß es dorthin zurückgeschafft wurde, wo es hingehörte – ins Meer.

Vorsichtig raffte er sich auf.

Verwirrt blickte er um sich. Der lange Kampf in der Kuppel war nicht so schadlos an ihm vorüber gegangen, wie er sich das gewünscht hatte. Er fühlte eine Leere in sich, die er nie gekannt hatte. Vermutlich war sie dem Sauerstoffmangel zuzuschreiben. Doch auch sie ging vorüber.

Die Verwirrung machte der Bestimmtheit Platz. Er hatte seinen Grund gehabt, aus dem Glaskäfig auszubrechen. Abgesehen davon, daß er damit sein Leben hatte retten wollen.

… der Mirakel-Kristall!

Abrupt war Franks Denken und Fühlen auf ein Ziel konzentriert. Es galt, den Stern wiederzufinden. Er war seine einzige Versicherung gegen das Böse. Ohne ihn wurde er zum leichten Opfer der Finsteren.

Morell ging zwei Schritte nach vorn. Das Wasser staute sich in seinen Schuhen. Suchend blickte er sich um.

Wohin war der Kristall gekommen?

Er wurde bleich, als er sich klar machte, daß der Wasserstrom, der ihm das Leben gerettet hatte, wahrscheinlich den Stern fortgespült hatte. Möglicherweise konnte er lange suchen, und der Stern befand sich bereits an einer der tiefsten Stellen der Sargassosee.

Morell mochte nicht daran denken. Unstet flirrte sein Blick herum.

Frank hatte den Ort, über den sich vor Minuten noch die Glaskuppel gespannt hatte, bereits zweimal umrundet, da erblickte er etwas, was sein Herz höher schlagen ließ.

Obwohl er sich in der völlig durchnäßten Kleidung nur schwer bewegen konnte, rannte er auf die Stelle zu. Er achtete nicht darauf, daß er einmal fast ausglitt, sondern raffte sich wieder auf und ließ sich von der Wand auffangen, an deren Fuß er das Objekt zu erkennen geglaubt hatte.

Kaum war er gegen die Wand geprallt, da griff er bereits nach dem Etwas. Seine Augen glänzten.

Er war es! Es war der Kristall!

Ein Geräusch ertönte.

Noch während Franks Kopf herumflog, verbarg er den Kristall hinter seinem Rücken. Sein Blick richtete sich auf die Gestalt, die eben durch eine Tür getreten war.

»Mysterion!« hauchte Morell.

Er wußte selbst nicht, wie er dazu kam, das vor ihm stehende Wesen mit diesem Namen zu belegen. Etwas an ihr sagte ihm, daß es sich um niemand anderen als diesen handeln könne. Dabei hatte er das Aussehen des Roboters, mit dem er kämpfte.

Der Unheimliche sagte kein Wort. Er starrte auf das absonderliche Bild, das sich ihm bot. Ein Bild der Zerstörung, ein Bild, als habe sich der Boden aufgetan und Wasser gespien. Wasser, das eigentlich den Untergang Morells besiegeln sollte.

Endlich reagierte Mysterion.

»Du lebst!« zischte er.

Langsam bewegte er sich auf Morell zu, der stumm vor der Wand stand. Erst als sich ihm das Geschöpf bis auf fünf Meter genähert hatte, hob er die Hand.

»Bleib stehen!« sagte er. Seine Stimme klang hart und ließ keinen Widerspruch zu. »Ich begrüße es, daß du es nun vorziehst, dich mir doch noch zu zeigen. Aber ich nehme an, du stelltest es dir unter anderen Umständen vor.«

Mysterion antwortete nicht, sondern wandte sich um. Frank hätte schwören können, daß er keinen Laut von sich gab und keine Geste machte. Dennoch öffnete sich das Schott, durch das er getreten war, zum zweiten Mal.

Erschreckt starrte Morell auf die Gestalt, die nun darunter zum Vorschein kam. Sie glich Mysterions Äußerem bis aufs Haar. Mehr sogar noch:

Sie war Mysterion!

Morells Blick flog von der Gestalt unter dem Schott zu der, die vor ihm stand. Langsam begriff er. Nur eine dieser beiden Gestalten war ein Roboter. Ob die vor ihm Stehende oder die andere war gleich.

Es dauerte eine Weile, bis sich eine vage Feststellung Frank Morells, die er vor Stunden machte, in seinem Bewußtsein manifestierte.

Dieses Glühen! Das Glühen in den Augen des Roboters! Es hatte von Leben gezeugt und…

Frank ahnte einen Teil des Dramas, das sich an dem Meeresforscher Jacques Estrelle vollzogen hatte. Mit rauher Stimme richtete er sich an den vor ihm Stehenden.

»Er dort, im Hintergrund«, sagte er, »ist er nicht der wahre Mensch? Benutzt du nicht seine leibliche Hülle und hältst seine Seele in der eines Roboters gefangen?«

»Er ist ein Opfer der Seelenfalle«, bestätigte Mysterion.

Franks Ahnung wurde zur Gewißheit. Vor seinen Augen stand das Grauen. Gerade das Schreckliche, daß nur der Geist ihm zum Opfer fiel, machte es aus.

»Wie hast du dich befreien können?« fragte Mysterion. »Denn«, er ließ seine Hand eine kreisförmige Geste machen, »ich nehme nicht an, daß der Zufall hier im Spiel ist.«

»Du nimmst richtig an! Ich selbst habe es geschafft.«

Die Worte des Deutschen klangen noch in dem großen Raum nach, da holte er seine Hand hinter dem Rücken hervor und preßte sie in Höhe des Herzens auf seine linke Brustseite. Sie war zur Faust geballt.

Leichtes Kribbeln trat auf. Sekundenschnell verbreitete es sich im ganzen Körper. Noch während Mysterion vor ihm in regungsloser Pose

stand, wurde Frank Morell zu – Mirakel!

*

Es ging zu schnell, als daß Mysterion hätte reagieren können. Er sah noch, wie Morells Hand vorschnellte und sich auf die Brust preßte, dann zog ein Flirren über seine Augen.

Mysterion ignorierte es. Augenblicklich wirbelte er um seine Achse. Ein scharfer Gedankenbefehl traf den Roboter, der sich sofort zu nähern begann.

»Nun ist es Zeit für einen *fairen* Kampf!« erscholl die Stimme Mirakels.

Mysterion wandte sich um. Er war die Ruhe in Person. Der Schleier vor seinen Augen war wie weggeblasen. Deutlich erkannte er vor sich die rubinrot gekleidete Gestalt des Dykten.

Mysterion verzog das Gesicht Estrelles zu einem bösen Lächeln.

»Ich habe dich unterschätzt!« bekannte er. »Du schienst mir ein zu einfaches Opfer, so daß ich dir nicht die Aufmerksamkeit angedeihen ließ, die dir zukam. Glaub' mir: einen solchen Fehler werde ich nicht mehr machen.«

»Dir wird nicht mehr die Möglichkeit gegeben sein.«

Mirakel stand mit gespreizten Beinen vor ihm. Beide Hände hingen ihm locker am Körper herab. Er machte den Eindruck vollster Aktionsbereitschaft.

Mysterion sah ihn an. Er bemühte sich, so emotionslos wie möglich zu wirken. In Wirklichkeit begann er seinen Gegner zu fürchten. Dessen Befreiung hatte ihm gezeigt, welche Macht er auch dann noch besaß, wenn er nicht im Besitz des Mirakel-Kristalls war.

»Morell!« sagte er verächtlich.

Dann griff er an.

Im gleichen Augenblick, da sich Mysterion auf den Widersacher stürzte, bewegte sich neben ihm der Roboter. Von zwei Seiten warfen sie sich auf Mirakel.

Der Dykte wußte, worum es ging. Er mußte vermeiden, daß Mysterion oder sein Faktotum ihn berührten. Die geistigen Kräfte, die er ihm offenbart hatte, ließen ihn vermuten, daß allein der Berührungskontakt schon ausreichte, um ihm einen gefährlichen Tiefschlag zu versetzen.

Mirakel bediente sich seiner Kräfte.

Gerade erst hatten sich die beiden auf ihn gestürzt, da warf er sich seinerseits zurück. Geschickt drehte er einen rückwärtigen Salto und schnellte sich, kaum daß er auf die Beine gekommen war, nach links.

Nun stand er neben dem Unheimlichen und seinem Roboter.

»Das Gute hat noch immer über das Böse gesiegt«, rief er ihnen zu.

Mysterion wandte sich um. Es geschah langsamer, als es in der Situation zu erwarten gewesen wäre. Seine Langsamkeit barg eine deutliche Drohung in sich.

»Weil das Böse auf Erden noch nicht richtig gefestigt ist!« sagte er. Die Worte kamen knirschend über seine Lippen. »Hier aber, in dieser Station, ist Mysterion Herrscher!«

Mirakel erwartete, daß sich der Dämon wieder auf ihn warf. Doch er wartete vergebens. Statt dessen streckte er beide Hände nach ihm aus und ging Schritt für Schritt langsam auf ihn zu.

»Ich werde dich überwinden, Mirakel, wie ich noch jeden überwunden habe. Ich bin der Botschafter Rha-Ta-N'mys, meiner Göttin.«

Mirakel sah ihn aus schmalen Augen an.

»Geh' nicht weiter, Mysterion!«

Er hörte nicht auf ihn. Immer näher kam er dem Dyktenmann. Hinter ihm her schritt in ähnlicher Pose der Roboter.

»Du bist mir nicht gewachsen«, sagte Mirakel.

Mysterion lachte höhnisch.

»Du täuschst dich! Und wie du dich täuschst!«

Strahlen fuhren aus den Spitzen seiner Finger. Noch immer hielt er sie in Richtung seines Widersachers ausgestreckt. Sie waren von blaßgrüner Farbe wie das Netz, in dem er sonst als Kopf hing, und rasten direkt auf Mirakel zu.

Der Dykte reagierte.

Ein kurzer Befehl seiner Gedanken ließ ihn in die Höhe schnellen. Er war überzeugt, daß die Strahlen unbeirrt ihre Richtung halten würden und schadlos unter ihm entlangzögen – doch er irrte sich. Mit seiner Reaktion paßten sie sich seinem neuen Aufenthaltsort an und kamen auf ihn zu.

Sie folgten ihm!

Mysterions Gelächter hallte durch den Raum.

»Flieh, Mirakel, flieh! Wenn die Strahlen dich berühren, wirst du zerbersten wie eine Marmorkugel, die in die Tiefe gestoßen wurde.«

Und Mirakel floh…

Als er erkannte, daß die Strahlen von neuem anvisiert hatten, machte er wieder von seinen Fähigkeiten Gebrauch. Sofort wechselte er seinen Standort.

Doch das blaßgrüne Flirren blieb ihm wie ein Fluch auf den Fersen.

Mirakel rochierte von einer Stelle zur anderen. Eben noch hatte er sich über dem Ort befunden, an dem er noch vor wenigen Minuten in einer Glaskuppel gefangen war, nun bewegte er sich bereits längs der Armaturen, mit denen der Raum ausgekleidet war.

Als er feststellen mußte, daß ihm all seine Kräfte und auch die

Geschwindigkeit, die er erreichen konnte, in diesem relativ kleinen Raum nichts einbrachten, faßte er einen Entschluß. Anstatt vor Mysterion zu weichen, mußte er ihm begegnen…

Mirakel griff an!

Mysterion sah die Gestalt seines Widersachers wie einen Derwisch durch den Raum fegen. Aus glühenden Augen betrachtete er die Fäden seines Spinnennetzes, die ihn verfolgten. Die Jagd konnte gar nicht anders enden als mit einer Niederlage des Dykten. Mochte er auch über immense Kräfte verfügen, so galt es, diese nur auszuhöhlen, um den Sieg davonzutragen.

Der Wandel kam überraschend.

Gerade noch war Mirakel vor den Strahlen geflüchtet und hatte sich in einer ganz anderen Ecke des Raumes befunden, da war er schon über Mysterion. Es war ein Fluch, daß es ihm nicht erlaubt war, ihn zu berühren. Der Dyktenmann war gezwungen, zu einer Notlösung zu greifen.

Seine Überlegung war folgerichtig. Der Ursprungsort der verfolgenden Fäden war Mysterion. Das machte die Wahrscheinlichkeit groß, daß er sie unter Kontrolle hatte. Wenn ihm also jede Orientierung verlustig ging, so dürften auch die Fäden ihrem Opfer nicht mehr folgen können…

Mirakel stürzte sich auf die Gestalt unter ihm. Kurz bevor er mit ihr zu kollidieren drohte, schwenkte er in die Horizontale und begann um seinen Gegner herumzufliegen, öfter – und immer schneller.

Mysterion schrie erschreckt auf.

»Du weißt es, Mirakel«, sagte er. »Du darfst mich nicht berühren!« Er stimmte ein schauerliches Gelächter an.

Die Vermutung des Dyktenmannes schien sich zu bestätigen. Die Fäden hatten die Verfolgung aufgegeben.

»Niemand kann mich besiegen«, sagte Mysterion.

Er ging zwei Schritte nach vorn und versuchte, aus der Kugelschale auszubrechen, die Mirakel durch seine steten Umkreisungen um ihn geschlossen zu haben schien. Doch für den Dykten waren diese Schritte so langsam vollzogen, daß es ihm keine Schwierigkeiten machte, sich ihnen anzupassen. Unentwegt rotierte er um seinen Gegner.

Mysterion sah nur noch eine Chance. Die Fäden hatten nicht das gewünschte Resultat erbracht, vielleicht tat es der Roboter?

Er sandte einen scharfen Gedankenimpuls. Der Nachhall, der in seinem Denken erklang, zeigte ihm, daß sein Faktotum darauf angesprungen war.

Mysterion konnte nicht beobachten, was der Roboter tat. Der rote Schemen, der ihn fortwährend umkreiste, nahm ihm jede Sicht. Er hoffte.

Mirakel war es zu Anfang gar nicht aufgefallen, daß sich das Kunstwesen in Bewegung gesetzt hatte. Sein ganzes Augenmerk galt der Gestalt, die ihm den Garaus machen wollte. Er trachtete danach, Mysterion mit immer größerer Geschwindigkeit zu umkreisen. Auf diese Weise glaubte er ihn mit der Zeit auch gegen die Luft hermetisch abzuriegeln.

Er versuchte ihn zu ersticken…

Den Roboter nahm er erst im letzten Augenblick wahr. Soeben war er im Begriff, ihn zu berühren, als ihm ein sechster Sinn von seiner Anwesenheit berichtete.

Mirakels Umkreisungen wurden unregelmäßiger. Da er den Roboter nicht berühren durfte, mußte er ihm ausweichen. Das wiederum brach eine Lücke in das Gefüge des Kokons, in dem Mysterion steckte.

Wie nicht anders zu erwarten, nahm dieser die Möglichkeit wahr. Hatte er auch vorher nicht gewußt, wie ihm sein Helfer Unterstützung bringen wollte, so war es ihm doch jetzt klar, daß nur er noch dafür in Frage kam.

Mysterion schlüpfte durch den Spalt und sah hinter sich den Kokon zusammenbrechen. Mirakel hatte in seinen nutzlosen Flügen innegehalten.

Ein erschreckender Gedanke überkam Mysterion.

Was war, wenn der Dykte sein Manöver wiederholte? Diesmal brauchte er nur beide zu umkreisen, ihn als auch den Roboter, und niemand würde ihnen mehr helfen können. Es wäre das Ende!

Das steinerne Gesicht des Franzosen verlor etwas von seiner gesunden Gesichtsfarbe, als er den Dykten von neuem sich nähern sah. Es blieb ihm nur eines. Aber dieses eine war gleichzeitig ein Eingeständnis seines Versagens.

Mirakel hatte seinen Gegner noch nicht ganz erreicht, da legte sich ein Nebel um ihn. Nur schemenhaft erkannte er Estrelles Gestalt. Nach und nach verblaßten auch die Umrisse. Der Nebel, der als unförmige Realität vor Mirakel schwebte, hatte sie geschluckt.

»Du kommst hier nicht lebend heraus«, rief eine eiskalte Stimme aus seinem Innern. Es war die Mysterions. »Diese Station wird dein Grab, Mirakel, dein Grab!«

Mirakel stand vor dem wabernden Nebel und lauschte. Er hatte keine Möglichkeit, seinen Widersacher zu erreichen.

»Nicht das meine«, sagte er. »Zumindest nicht nur!«

Als sich der Nebel langsam wieder verzog, war von Mysterion weit und breit nichts mehr zu sehen. Er war im wahrsten Sinn des Wortes von ihm verschluckt worden.

Aber er war nicht tot. Irgendwo lauerte er. Irgendwo in dieser verfluchten Station…

*

Mirakel sparte sich langes Überlegen. Es ging nicht an, daß Mysterion mit dem Leben davonkam. Er mußte ihn unschädlich machen.

Er hatte den Blick noch nicht ganz von dem sich auflösenden Nebel gewendet, da rannte er schon los. Es gab eine Stelle in diesem Raum, die sich geöffnet hatte, als Mysterion und sein Roboter erschienen waren. Auf sie bewegte er sich zu.

Mit einem kraftvollen Schlag seiner Rechten schmetterte er den Estrelle-Roboter zur Seite, der sich ihm zögernd genähert hatte. Jetzt, da er sich nicht mehr unter der geistigen Kontrolle des Geheimnisvollen befand, wurde er wankelmütig. Die Art und Weise, in der er Mirakel begegnete, ließ keinen anderen Schluß zu.

Noch in der Stadt wäre es dem Dykten nicht so leicht gefallen, sich seines Gegners zu entledigen.

Das Schott, durch das Mysterion gekommen war, hatte sich wieder geschlossen. Mirakel kümmerte sich nicht darum, sondern erhöhte noch seine Geschwindigkeit.

Als er auf das geschlossene Schott traf, war der ganze Raum von wildem Lärm erfüllt. Das schwere Metall, das ihn hermetisch von dem Rest der Station, abriegelte, segelte quer durch die Luft.

Knapp hinter dem Schott kam Mirakel zum Stehen. Zu seinen beiden Seiten waren die Fortsätze eines Korridors, der, soweit das Auge reichte, mit Metall beschlagen war. Weit jedoch reichte das Auge nicht. Denn schon nach einer relativ kurzen Strecke nahm eine Krümmung ihm die Sicht.

Mirakel wandte sich nach rechts.

Mit ausgestreckten Armen erhob er sich in die Luft und begann in atemberaubendem Tempo den Gang entlangzufliegen.

Kein Hindernis stellte sich ihm in den Weg.

Die Eintönigkeit des Korridors verwunderte ihn. Es zweigten keine weiteren Gänge ab. Nicht mal eine Tür war zu sehen.

»Es war ein Fehler, Mirakel«, ertönte plötzlich eine Stimme aus dem Nichts.

Der Dykte verringerte seine Geschwindigkeit und setzte auf dem Grund des Ganges auf. Sein Blick war nach oben gerichtet, in die Luft, aus der die Worte gekommen waren.

»Mysterion«, stellte Mirakel fest.

»Ja, Mysterion!«

»Wo steckst du?« fragte der Dykte. »Hat dir deine Furcht empfohlen, dich zurückzuziehen?«

»Ein Mysterion kennt keine Furcht! Er kennt nur die Vorsicht!«

»Sie scheint so weit zu gehen, daß er sich hinter seiner Stimme versteckt«, erwiderte der Dykte. »Sich selbst zu zeigen, das wagt er nicht mehr.«

Mysterion lachte auf.

»Er wagt es!« erklärte er. »Doch an einem Ort, den er bestimmt!«

Mirakel ersparte sich einen Kommentar. Er wußte, daß sein Gegner genug gesagt hatte. Von nun an würde er schweigen. Mirakels Aufgabe würde es sein, den Ort zu finden, den Mysterion zur Stätte ihres großen Kampfes erkoren hatte.

Er schwang sich wieder in die Luft und setzte seinen Flug fort.

Nur noch oberflächlich registrierte er die Kahlheit seiner Umgebung. So weit er auch vorankam, änderte sich nichts am Aussehen des Korridors. Er kam sich vor wie in einem ringförmigen Schlauch, der in seiner Begrenztheit doch unendlich ist.

Plötzlich geschah es!

Von einem Moment auf den anderen erschien vor ihm eine Gestalt. Regungslos verharrte sie in der Luft und zeigte keine Absicht, dem sich nähernden Mirakel zu weichen.

Es war ein sonderbares Wesen. Seine Ausmaße nahmen die ganze Breite und Höhe des Korridors ein, ohne ihn regelrecht zu verschließen. Dies verhinderte die Form des Wesens, das ständig pulsierte. Von seinem oberen Ende ragten drei lange Hälse herab, die sich ihrerseits an den Spitzen wieder spalteten. Jeden der zwei Zweige krönte ein länglicher Kopf, auf dem spinnwebendürre Haare wie Seetang hin- und herwogten.

Mirakel achtete nicht auf das Wesen. Er ignorierte das heisere Krächzen, daß es ausstieß, und flog mitten in seinen pulsierenden Körper hinein.

Er hätte zumindest vermutet, daß ihm die fleischige Masse etwas von seiner Geschwindigkeit nähme. Vielleicht hätte sie sich auch als undurchdringlich erwiesen und ihn zurückgeschleudert.

Auf all das war Mirakel vorbereitet, aber die Wirklichkeit überragte alles. Denn nichts von dem geschah. Der Dykte flog auf den Alp zu – und durchdrang ihn!

Er stieß auf keinen Widerstand. Es war geradeso, als wäre vor ihm nichts weiter als Luft.

Er durchschaute das Spiel seines Widersachers. Doch obgleich er sich darüber im klaren war, daß er die Gestalt nicht zu fürchten brauchte, kam der Angriff für ihn überraschend.

Er hatte die Ausgeburt einer krankhaften Fantasie soeben passiert, da war er bereits umlagert von mehr als einer Handvoll ähnlicher Gestalten:

Keine glich der anderen. Gewisse Merkmale des Äußeren stimmten in dieser oder jener Hinsicht überein. Nie aber bei allen Gestalten. In

ihrer Gesamtheit boten sie einen grausigen Anblick, ein Bilderbuch-Pandämonium.

Mirakel flog mitten durch sie hindurch und achtete nicht auf das Anschwellen der Geräusche, das von ihnen ausging. Ihre abstrusen Köpfe pickten und hackten auf ihn nieder. Flügel wurden geschlagen, und mit Saugnäpfen behaftete Tentakel versuchten ihn zu ergreifen. Ein normaler Mensch hätte angesichts dieser alptraumhaften Wesen bereits den Verstand verloren.

Nicht so der Dykte. Er war kein normaler Mensch.

Nur zu sehr ahnte Mirakel, daß all diese Wesen Schein waren. Sie waren keine Realität, sondern Spiegelungen eines Jenseits' der faßbaren Welt. Und wie der Mensch im Normalfall nicht in diese ferne Welt der Schrecknisse eindringen konnte, so war es auch ihren Wesen nicht ohne weiteres möglich, hier zu erscheinen.

Mirakel wußte es.

»Ein schönes Spiel«, rief er und hoffte darauf, daß Mysterion ihn beobachtete und seine Worte vernahm. »Aber nicht viel mehr als ein solches.«

Dennoch wurde der Schwarm der imaginären Gestalten nicht weniger. Es schien beinahe als würden sie sogar mehr werden.

Welchen Sinn hatte das Ganze?

Der Dyktenmann erhöhte seine Geschwindigkeit. Die Logik sagte ihm, daß dieser Gang ein Ende haben mußte. Oder: wenn schon kein Ende, so doch zumindest einen Zweig, der sich von ihm abspaltete. Und wenn es nur ein verborgen angebrachtes Schott war.

Die letzte Überlegung ließ ihn seine Absicht ändern. Umgeben von zuckenden Leibern verminderte er seine Geschwindigkeit und schwebte auf eine Seitenwand des Korridors zu.

Ein Schott! Das war die Lösung!

Er schalt sich einen Narren, daß er darauf nicht schon früher gekommen war.

Während seine Hände, in die goldenen Stulpenhandschuhe gekleidet, über die Wand fuhren, flog er langsam an ihr entlang. Er verließ sich ganz auf seine Fähigkeiten. Sicher würde er die Existenz eines verborgenen Eingangs erspüren.

Unterbewußt registrierte er, wie sich die Wesenheiten, die ihn bis dahin umtanzt und zu ergreifen versucht hatten, langsam auflösten. Gleichzeitig wurde das Licht im Korridor, das während des Spuks an Intensität verloren hatte, heller.

Mysterion schien die Nutzlosigkeit seiner Attacke eingesehen zu haben. Er hatte versucht, seinen Feind in Angst und Schrecken zu versetzen, dabei aber nicht mit der Erfahrung gerechnet, die dieser inzwischen besaß.

»Du hast keine Chance, Mirakel!« hörte der Dykte Mysterions

Stimme. »Diese Station wird dein Grab! Du kannst nicht gegen die geballte Macht einer fremden Zivilisation ankommen, die in vielen Dingen höher steht als die der Menschheit.«

»In vielen, aber nicht in allen Dingen«, erwiderte der Dyktenmann. »Zumindest nicht in ihrer Ethik und Moral. Sonst hätte das Böse, das du nun für dich ausnutzt, nie die Chance erhalten, sich zu festigen. Nicht in einer Welt der Güte.«

Da!

Deutlich spürte er die Wölbung unter seinen Fingern. Hier und an keiner anderen Stelle befand sich eine verborgene Tür.

»Richte dich auf mich ein!« riet Mirakel seinem Gegner. »Es scheint mir nicht der Ort zu sein, den du für unseren Kampf ausgesucht hast.«

Der Dykte holte aus und schmetterte mit aller Kraft die geballten Fäuste gegen die Wand. Er hörte nicht mehr, wie das höhnische Gelächter Mysterions aufflammte und nicht mehr seine Worte.

»So meinst du!«

Mirakel fiel in einen Abgrund aus Finsternis.

*

Gerd Krim und Franz Ulping wußten nicht, was mit ihnen geschah. Sie hätten tot sein müssen, aber sie waren es nicht. Das war ein wesentlicher Faktor ihres Unverständnisses.

Sie sahen sich um.

Sie befanden sich inmitten eines kuppelförmigen Raumes. Die Wände waren voller technischer Geräte. Ein leises Summen und Raunen hing in der Luft. Die ganze Atmosphäre strotzte von Fremdartigkeit.

»Wo sind wir?« fragte Ulping. Sein Blick sprang von einem Ort zum anderen.

Krim zuckte leicht mit den Achseln. Es war eine hilflose Geste. Zu sprechen wagte er nicht. Er wußte, daß seine Stimme rauh klingen würde.

Ulping hielt seine Hand gegen seinen Kopf. Vergeblich versuchte er das Vergangene zurückzuholen.

»Wie kommen wir hierher?«

Er wußte nicht, ob er das Nichtwissen seinem Alter zuschreiben sollte oder anderen Faktoren. Er entschied sich für die zweite Möglichkeit.

Gerd Krim, der nicht minder verständnislos neben ihm gestanden hatte, bewegte sich. Langsam ging er in Richtung einer spiegelnden Instrumententafel.

»Es ist unheimlich hier«, sagte er leise.

Franz Ulping nickte.

Als Krim das Board erreicht hatte, blieb er davor stehen. Ratlos starrte er auf das Bild, das sich ihm bot. Sein gesättigter Geist war überfordert.

»Es muß doch irgendeinen Ausgang von hier geben.«

Ulping sah aufmerksam in die Runde. Verzweifelt versuchte er, eine Tür zu finden oder irgend etwas, das ihm erlauben würde, diesen Raum zu verlassen.

Langsam drehte sich Krim um.

»Franz?« sagte er. »Habe ich nicht gesehen, wie dein Fang dich in die See gezerrt hat? Habe ich mich so täuschen können?«

Ulping sah ihn lange an. Aus seinem Blick sprach Ratlosigkeit. Eine Ahnung schien in ihm aufzusteigen, die ihn an das Vergangene erinnerte.

»In die See gezerrt…«, echote er. »Ja, Gerd, ich glaube, du hast recht.«

»Aber Franz«, rief Gerd. »Wir sind nicht im Meer. Weder du noch ich. Und doch waren wir dort, bevor wir uns hier wiederfanden.«

Sekundenlang standen sie bewegungslos. Es dauerte seine Zeit, bis ihnen das Geschehen und seine Ausmaße eingegangen waren. Dann bewegte sich Franz zögernd auf Gerd zu.

»Aber wo sind wir?« fragte er. In seine Augen trat ein irrlichternder Glanz.

Krim deutete mit großer Gebärde durch den Raum.

»Und: Wie kamen wir hier herein, wenn wir nun nicht mehr herausfinden?« setzte er hinzu.

Ein eisiger Schauer rann über die Nacken der beiden Männer. In ihrem ganzen langen Leben hatten sie nie eine solche Situation erlebt. Ausgerechnet jetzt, da ihr Leben nicht mehr lange währen würde, fanden sie sich in einer solchen Lage wieder.

»Was sollen wir tun?« fragte Franz.

Krim hätte am liebsten wieder mit den Achseln gezuckt. Er wußte aber, daß sie das nicht weiterbrachte. Statt dessen wandte er sich wieder um und streckte seine Hand in Richtung der Gerätebatterie aus, die vor ihm die Kuppelwandung verkleidete.

»Nicht!« riet ihm Ulping. »Du weißt nicht, was geschieht, wenn du die Instrumente berührst. Du könntest Dinge in Funktion setzen, die uns mehr schaden als nützen.«

Gerd Krim nickte.

»Ich weiß, Franz«, sagte er. »Aber wir können nicht ewig hier eingesperrt bleiben…«

»Es sind nun ganze fünf Minuten…«, wollte ihn Franz Ulping zurechtweisen. Doch Krim ließ sich nicht unterbrechen. Ruhig sprach er weiter.

»… und hoffen, daß irgendwann der Hausherr auf uns aufmerksam

wird. Vielleicht können wir seine Aufmerksamkeit gerade durch das Hantieren an seinen Geräten gewinnen.«

Gerds Argumente überzeugten seinen Freund nicht. Er hatte ein flaues Gefühl im Magen, wenn er daran dachte, daß sie etwas auslösen könnten, das nicht mehr rückgängig zu machen war.

»Tu' es nicht!« drängte Ulping.

Krim ignorierte seine Empfehlung. Wieder näherte sich seine klobige Rechte einem Schalter. Er war gut sichtbar auf einem breiten Paneel angebracht und wurde von verschiedenen Symbolen gesäumt, mit denen die beiden älteren Männer nichts anzufangen wußten.

»Nein!« stieß Ulping aus.

Er ging schnell einen Schritt vor und stieß seinen Freund zur Seite. Gerd verlor den Berührungskontakt mit dem Hebel und taumelte zurück.

»Was soll das?« rief er. Seine Augen funkelten voller Zorn.

»Nein, habe ich gesagt! Wir können nicht wissen, was wir damit anrichten. Es wird andere Möglichkeiten geben, den Besitzer dieser Räume auf uns aufmerksam zu machen. Ungefährlichere.«

Krim grollte auf und schnellte sich auf Franz Ulping zu. Der mehr als Sechzigjährige hatte den Kräften desfast fünf Jahre Jüngeren nichts entgegenzusetzen. Die Schulter des Freundes traf ihn hart in die Seite. Er stöhnte schmerzlich auf.

»Nein, Gerd, tu' es nicht!« seufzte er, als er hustend auf dem Boden lag. »Ich kann mir nicht helfen. Irgendwie habe ich kein gutes…«

Gerd Krim achtete nicht auf Ulpings Worte. Ungerührt griff er an den roten Hebel und legte ihn um.

»Du hättest es nicht tun sollen«, flüsterte Franz. »Ich weiß, daß du es nicht hättest tun sollen.«

Dann waren die fünf Sekunden um…

*

Um Mirakel war nichts als Schwärze. Er hatte das Gefühl zu schweben.

Er kannte dieses Gefühl. Oft genug gab er sich seiner Gabe hin und durcheilte die Lüfte. Und doch war an dieser Art des Schwebens etwas anders. Es war keines, das sich körperlich vollzog. Es war mehr geistiger Natur…

»Mirakel!« gellte eine tönende Stimme in seinen Ohren. Er vernahm sie überlaut und mit einer Vielzahl von Echos. Sie ließ ihn fast vermuten, sich in einem gigantischen Gewölbe zu befinden.

»Ein Mysterion läßt sich nicht besiegen!«

Der Dykte verzichtete auf eine Antwort. Unentwegt bemühte er sich, mit seinem Blick die Finsternis zu durchdringen. Es gelang ihm

nicht.

»Es ist ein magisches Dunkel«, sagte Mysterion, als habe er die Gedanken des Dykten gelesen. »Keine irdische Macht vermag es zu durchdringen.«

Mirakel ließ in seinen Versuchen nicht nach. Dabei vergaß er nicht, daß er sich noch immer im Zustand des geistigen Schwebens befand. Es drängte ihn zu fragen, wie lange dieser Zustand noch anhielte. Aber sein Stolz ließ das nicht zu.

Endlich fand er Boden.

»Du bist an jenem Ort, den ich zur Stätte unseres Kampfes erwählte! Nicht umsonst schimpft man mich einen Feigling.«

»Bist du nicht einer, wenn du deine Gegner nicht in dein Angesicht schauen läßt?«

Der Dyktenmann hatte aufs Geratewohl in die Dunkelheit hineingesprochen. Die Stimme seines Gegners konnte ihm nicht zur Orientierung dienen. Der Hall, der ihr folgte, ließ keine Richtungsbestimmung zu.

Langsam drehte sich Mirakel um seine Achse. Die Finsternis lastete auf ihm wie ein Leichentuch. Hier nutzten ihm all die Fähigkeiten nichts, die ihm der Mirakel-Stern vermittelte. Es fand sich nichts und niemand, den er zum Ziel erwählen konnte.

Er hatte die Augen zu schmalen Schlitzen zusammengezogen. Sehnsüchtig fast sah er um sich. Keine Dunkelheit war absolut, auch keine magische…

Dort!

Nur schwach fluoreszierend erkannte der Dykte schillernde Fäden, die frei zu schweben schienen: Sie schwangen leicht auf und nieder und schlängelten sich von einem Punkt aus in alle Richtungen hin.

»Mysterion?« rief Mirakel.

»Mußt du meine Stimme hören, um nicht vor Angst in der Finsternis zu vergehen?«

»Ich sehe etwas.«

»Das glaube ich. Du siehst, was du, sehen sollst.«

Langsam hob sich die Dunkelheit um den Dykten auf. Hatte er eben nur schwach ein geisterhaftes Glühen in Form schwingender Fäden erkannt, so schälten sich nun zögernd die Umrisse eines Raumes heraus. Mirakel erkannte eine Fülle unverständlichen Geräts, das zuhauf an den Seitenwänden klebte.

»Das ist also deine Höhle«, sagte er.

Leises Lachen erklang. Dann sagte Mysterion:

»Und dein Grab!«

Der Dykte ging nicht auf die Worte seines Widersachers ein. Er wußte noch immer nicht recht, wo er ihn zu suchen hatte.

»Du scheust dich wieder, dich zu zeigen!« sagte Mirakel.

Absichtlich wählte er seine Worte provozierend. Es kam ihm darauf an, Mysterion zu unüberlegten Handlungen zu verleiten. Selbst ein jahrtausendealtes Wesen mußte nicht notgedrungen seine ganze Impulsivität verloren haben.

»So drehe dich um«, ertönte hinter ihm Mysterions Stimme.

Das gewölbehafte Hallen hatte ein Ende gefunden. Nun konnte er einwandfrei erkennen, aus welcher Richtung die Stimme wirklich kam. Und sie kam von hinten…

Langsam drehte sich Mirakel um. Als er das Gebilde erkannte, das Mysterion darstellte, zuckte er mit keiner Wimper. Es war ihm schon zu viel Überraschendes widerfahren, als daß er darüber noch schockiert sein könnte.

… über das Spinnennetz, in dessen Mittelpunkt der überdimensionale Kopf Estrelles saß!

»Du hast eine andere Form angenommen«, erkannte Mirakel. »Aber noch immer verbirgst du dein Äußeres hinter der Fassade eines deiner Opfer. Du hast eine Vorliebe für Menschen.«

Mysterion lächelte den Dykten zynisch an.

»Nicht nur für Menschen. Insbesondere für dich, Mirakel. Denn wenn du nicht mehr bist, ist mir das Reich auf Erden sicher.«

Behutsam näherte sich der Dykte dem glimmenden Netz. Seine Augen hatte er starr in die seines Gegners versenkt.

»Du behauptest, deine Dämonengöttin zu kennen«, sagte er. »Aber deine eigenen Worte beweisen das Gegenteil. Du bist selbst ein Dämon, auch wenn du früher ein Magier und Zaubermeister gewesen sein mochtest. Die Jahre haben einen aus dir gemacht. Und da wagst du es noch, den Worten Rha-Ta-N'mys Glauben zu schenken?«

Die Augen in Estrelles Kopf sprühten.

»Frevle nicht den Namen der Göttin!« rief er. »Es ist ein Unterschied zwischen den bösen Mächten und denen, die sich so gern als Menschen bezeichnen. Oft genug ist es nur die äußere Hülle, die sie als solche auszeichnet.«

Mirakel war nur noch wenige Meter von dem leuchtenden Energienetz entfernt, als ein Ruck durch den Kopf ging. Das Gesicht wurde hart.

»Bleib' stehen! Du wirst mir nicht näher kommen. Und du wirst dich nicht gegen mich wehren können.«

Mysterion lachte.

»Sieh doch! Sieh an dir herab!«

Etwas an der Art, in der sein Widersacher die Worte hervorbrachte, ließ den Dykten der Empfehlung Folge leisten. Als sein Blick sich auf den eigenen Körper richtete, erkannte er ein schwaches Glimmen. Es wurde stärker, je länger er hinsah.

»Was ist das?« fragte er, ohne den Blick davon zu nehmen.

»Es sind Fäden meines Netzes. Sie werden dich fesseln und zum hilflosen Opfer machen.«

Wieder lachte Mysterion. Und diesmal war es lauter, als der Dykte es je von ihm gehört hatte.

Das Glimmen hatte inzwischen solche Ausmaße angenommen, daß Mirakel deutlich eine Form erkennen konnte. Die Form von geflochtenen Strängen, die sich mehrmals locker um seinen Körper legten.

»Ich weiß, was du denkst«, sagte Mysterion. »Sie stören dich nicht. Sie liegen sanft an deinem Körper an und folgen jeder deiner Bewegungen. Aber du täuschst dich! Sobald ich es will, werden sie auch deine Arme umschlingen und dich hilflos werden lassen. Sie werden so fest an dir liegen, daß du kaum zu atmen vermagst, erst recht aber nicht, mir Widerstand zu leisten. Und – ich will es *jetzt!*«

Mirakel spürte, wie sich die Stränge enger um ihn zu legen begannen. Bevor er reagieren konnte, hatten Ausläufer von ihnen seine Arme erreicht und preßten sie in Höhe des Unterarms an seinen Körper. Der Druck, dem er nun ausgesetzt war, hätte einen Elefanten in Sekunden niederzuringen vermocht. Dank des Kristalls wurde ihm zwar der Brustkorb zusammengedrückt, aber er hatte keine Schwierigkeiten mit dem Atmen.

»Sind es deine Kräfte, deren du dich bedienst – oder die von Rha-Ta-N'my? Wie zahlst du ihr die Anleihe zurück? In Form von Blut?«

»In Form eines schwarzen Reiches, das ich auf Erden errichte. Eines Reiches, das der Göttin geweiht ist, deren Statthalter ich sein werde.«

Estrelles steinernes Gesicht verzerrte sich unter dem Anfall langanhaltenden Gelächters. Mysterion schien es zu genießen, Mirakel in seine Gewalt bekommen zu haben. Lange genug hatte er darum gekämpft. Und mehr als einmal sah es so aus, als hätte er den Kräften des Dykten nichts entgegenzusetzen.

Mirakels Tod bedeutete das Leben für Mysterion!

Mirakel sammelte seine Kräfte und versuchte sich aus den Fesseln des Bösen zu befreien. Der Angriff Mysterions hatte ihn überrascht. Er war überzeugt gewesen, daß es nun endlich zu einem Kampf zwischen ihnen beiden kommen würde. Doch wieder war er der Hinterlist seines Gegners verfallen…

Er spannte seine Muskeln.

»Gib es auf, Dykte! Du hast einen Fehler begangen und mich unterschätzt. Aber tröste dich: es wird dein letzter Fehler gewesen sein!«

Abermals verfiel er ihn ein lang währendes Gelächter. Das Netz, in dem er hing, sirrte auf und nieder.

Immer wieder spannte er seine Muskeln. Es ging ihm darum, den

Strang, der sich um ihn gelegt hatte, zu lockern. Ein Nachteil war, daß er energetischer Natur war und sich seinen Versuchen entgegenstellte. Je mehr er sich anstrengte, desto stärker erwiderte er seine Anstrengungen. Dem Dykten war, als kämpfe er gegen eine Wand aus Watte.

Er überlegte. Wenn er den Zyklus seiner Bemühungen, den er bislang recht stetig gehalten hatte, nun veränderte?

Er konzentrierte sich auf das Kräftespiel seiner Muskeln. In Unterarm- und Brustbereich kontraktierte und expandierte er sie in immerwährendem Wechsel. Ebenso gleichmäßig erwiderten die Stränge die Bewegung seiner Muskeln.

Im Bruchteil einer Sekunde entschlüpfte er ihnen. Noch während in seinen Ohren das irre Gelächter Mysterions gellte, stürzte er sich auf das Netz…

*

Eine Erschütterung ging durch die Station.

Die Vibrationen setzten sich durch die Luft fort und erfaßten Mirakel noch im Flug. Er wurde zur Seite geschleudert und schlingerte in gefährliche Nähe des Netzwerks, in dem Mysterion hing.

»Was ist das?«

Überlaut vernahm der Dykte die Worte des Seelenfängers. Kurz bevor er mit den glühenden Tauen in Berührungskontakt geriet, bekam er sich wieder unter Kontrolle.

Mirakel sah in Mysterions steinernes Gesicht, das nun unmittelbar vor ihm war. Obgleich das Gesicht völlig ebenmäßig war, erkannte er ein leises Flackern in seinen Augen.

»Es ist deine Station! Müßtest du es nicht am ehesten wissen?«

Der Blick des Dämons irrte zur Gestalt des Dykten, der wie ein Racheengel vor ihm schwebte. Eine Antwort schien ihm auf der Zunge zu liegen, als eine weitere Erschütterung ihn unterbrach.

»Nein…«, flüsterte Mysterion.

Mirakel hatte ihn so noch nie erlebt. Das sonst so siegessichere und zynische Gesicht inmitten des Netzes wirkte mit einem Mal blaß und furchtsam. Er konnte sich nicht vorstellen, daß es nur die Erschütterungen waren, die in Mysterion wüteten.

Eine weitere Erschütterung folgte.

»Es scheinen Explosionen zu sein«, stellte der Dyktenmann fest. »Doch: was explodiert da?«

Statt einer Antwort vernahmen sie eine weitere Explosion. Estrelles Gesicht zuckte konvulsivisch im Takt der Detonationen.

»Die vierte«, hauchte der Böse.

Mit jeder Erschütterung, deren Ausläufer bis in diese Station hinein

zu spüren waren, schritt der Verfall in Mysterions Gesicht weiter fort. Der Dämon registrierte kaum mehr Mirakels Anwesenheit. »Was explodiert da?« wiederholte der Dykte seine Frage. »Die Detonationen erfolgen in nächster Umgebung. Es wird doch nicht etwa diese Station…«

Mirakel unterbrach sich. Die Spekulation, die er selbst auszuarbeiten im Begriff gewesen war, erschütterte ihn.

Sollten sich alle Stationen selbst zerstören?

»Es stimmt«, regte sich wieder Mysterion. »Eine Anzahl anderer Stationen, die ähnlich dieser konstruiert sind und sich regelmäßig um diese verteilen, vernichten sich soeben selbst. Ich weiß nicht, warum es geschieht, aber es kann nur der verfluchte Menschenpfuhl schuld daran sein. Fünf Stationen säumen diese zentral gelegene, und vier Detonationen…«

Da erfolgte die fünfte!

Mysterion schrie auf wie ein verwundetes Tier. Die Enden des Netzes, das bislang fest an den Wänden verschmolzen gewesen war, begannen sich zu lösen. Während der gigantische Schädel Estrelles zu pulsieren anfing, näherten sie sich ihm in einem großen Kreisbogen und umsponnen ihn.

Alarmiert von dem bestialischen Laut Mysterions war Mirakel zurückgefahren. Aus der sicheren Entfernung mehrerer Meter beobachtete er das Geschehen.

Mit weit vorgestreckten Fäusten prallte der Dyktenmann gegen Mysterion. Der Kokon, den dieser um sich gewoben hatte, erwies sich als hart und widerstandsfähig. Er mußte einige Male hart darauf einschlagen, bis er zum Gesicht vordringen konnte.

»Du wirst mich nicht besiegen! Ein Mysterion ist unbesiegbar!« schrie der Seelenfänger.

Mirakel plazierte einen kräftigen Schlag mitten auf die Nase des Gesichts, dessen sich Mysterion bediente. Als er nachsetzen wollte, entströmte ein Nebel dem Kokon. Im Lauf einer Sekunde hatte sich eine undurchdringliche Dunstwand um den Dämon gebildet.

»Mirakel…«, ächzte Mysterion. Trotz der Mühen, die er hatte, das Wort auszusprechen, klang es wie ein Fluch. »Niemand… besiegt mich… Niemand… besiegt… Mysterion…«

Der Dykte hatte keine Zeit mehr, sich um die Worte des Feindes zu kümmern. Er hörte ein Krachen und Bersten hinter sich und wirbelte herum.

Wasser!

Ein einziger großer Schwall näherte sich dem Dyktenmann. Er hatte den Atemzug noch nicht zu Ende getan, als ihn die Flutwelle bereits überrollte.

Der Druck der Wassermassen schob ihn wie einen Spielball vor sich

her. Erst als er die jenseitige Wand erreichte, fand er Halt. Aus den Augenwinkeln erkannte er einen nebulösen Schemen, der in dem einströmenden Naß langsam auseinanderzugehen begann.

Mysterion!

Oder das, was noch von ihm übrig war.

Mirakel gab sich nicht den Überlegungen hin, was mit dem Dämon geschehen war. Offen blieb die Frage, ob seine Attacken ihn dazu gebracht hatten, sich aufzulösen, oder ob es die Detonationen der restlichen Kuppeln gewesen waren. Vielleicht war er bereits so sehr mit diesen Gebäuden verwurzelt gewesen, daß ihre Vernichtung gleichbedeutend mit der seinen war?

Möglicherweise war es auch ein ganz anderer Faktor, den man nur noch nicht erkannt hatte. Vielleicht würde man ihn nie erkennen.

Mirakel wartete die erste Flut des Wassers ab und schwamm dann in Richtung des Loches, das die fehlende Wand in der Station hinterlassen hatte. Ihm machte das sauerstoffarme Wasser nichts aus. Der Mirakel-Stern bewahrte ihn vor dem Ertrinken.

Seine Macht war ungebrochen – die Macht des Guten.

*

Drei Körper trieben langsam aus den Tiefen des Meeres an die Oberfläche hinauf. Regungslos schwammen sie dahin und hielten Arme und Beine weit von sich gestreckt. Es waren die Körper von Toten…

Man wird sie finden.

Vielleicht wird man sie identifizieren können als die zweier Rentner und den eines Meeresforschers. Aber das Geheimnis um ihren Tod wird bleiben.

Drei leblose Körper in den Wogen einer See, der man gleichermaßen Angst wie Faszination entgegenbrachte…

Das Bermuda-Dreieck hatte eines seiner Rätsel preisgegeben.

Ein Mann, der Mensch und Dykte war, wurde damit konfrontiert.

Frank Morell alias MIRAKEL wußte, daß die unterseeische Station nicht zum letzten Mal von ihm besucht worden war.

Doch das nächste Mal würde er freiwillig kommen…

ENDE